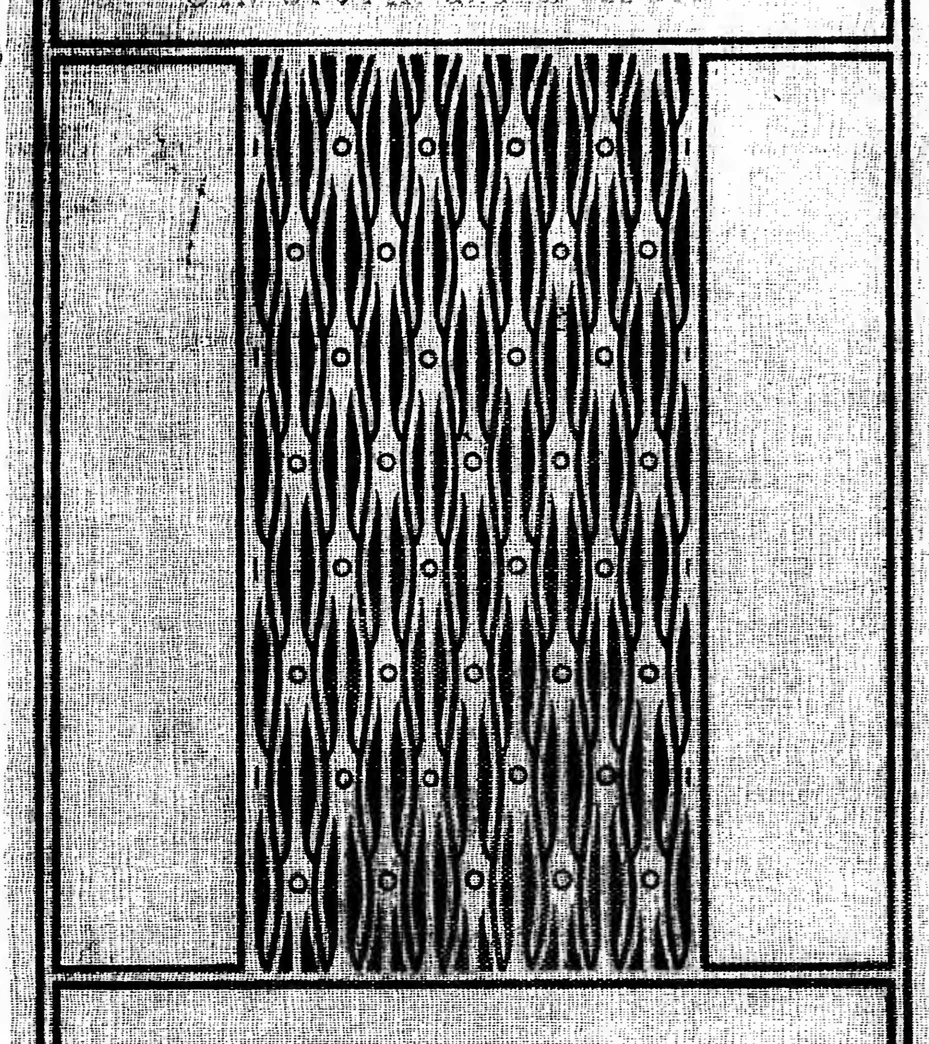
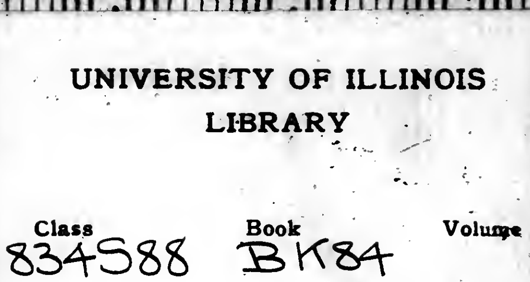
Der Briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller



Albert Köster



Der Briefwechsel

zwischen

Theodor Storm und Gottfried Keller.

Der Briefwechsel

zwischen

Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert

von

Albert Köster.

Zweite, durchgesehene Auflage.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1904.

So reich und vielseitig die prachtvolle Sammlung der Briefe Gottfried Kellers ist, die Jakob Baechtold seit 1894 in mehreren Auflagen den Freunden des Dichters vorlegen konnte, so weist sie doch zu des Herausgebers Leidwesen manche schmerzliche Lücke auf. Gerade in die Tiefen des künstlerischen Schaffens führt die bisher veröffentlichte Korrespondenz noch nicht. Allerdings hat Kellers unmutige Klage bei Gelegenheit des zweiten Bandes der „Seldwyler Geschichten": „Über das Poetische und Literarische hörte ich kein Wort" nicht uneingeschränkte Berechtigung, denn Hettner z. B. und Vischer und Kuh haben sich natürlich nicht mit dem bloß stofflichen Interesse an Kellers Dichtungen begnügt. Aber selbst diese Männer waren trotz gelegentlicher poetischer Produktion doch in erster Linie Kritiker, nicht Dichter. Was der sonst so schwer zugängliche Schweizer brauchte, das war fördernder Austausch mit schaffenden Künstlern, speziell mit Novellisten, die ihn ganz verstanden.

In der Korrespondenz mit ihnen mußten sich noch wichtige Aufschlüsse finden. Und drum war es tief zu beklagen, daß die sämtlichen Briefe, die Keller mit Paul Heyse und Theodor Storm gewechselt hatte, von der Baechtoldschen Sammlung ausgeschlossen waren. Nur wenige Bruchstücke aus Briefen Storms sind dort aufgenommen (Baechtold, Bd. III, S. 276, 288—292, 426). Erst als sich im Jahre 1902 die Riegel der Archive von Husum und Zürich geöffnet hatten, konnte der Briefwechsel Theodor Storms und Gottfried Kellers wieder zur Einheit zusammengeschlossen werden.

Dem Leser werden die Briefe wortgetreu vorgelegt; nur offenkundige Fehler der Orthographie, der Interpunktion, versehentliche Wortwiederholungen u. dgl. sind beseitigt worden; auch habe ich Abkürzungen aufgelöst, damit der Text leicht lesbar sei. Aber, wie schon Baechtold in seiner Sammlung, habe ich nicht unverkürzt alles veröffentlichen dürfen; das Taktgefühl erheischte, daß einzelne Episoden unterdrückt wurden. Wir stehen der Zeit jenes Briefwechsels noch zu nah. Stellen also, durch die noch lebende Freunde beider Dichter sich verletzt fühlen, Äußerungen, die kaum verheilte Wunden wieder aufreißen konnten, habe ich gestrichen. Was still, gleich wie im Selbstgespräch, ein Dichter dem andern anvertraut, und nur ihm allein, das darf nicht auf den offenen Markt geschleppt werden. Dagegen waren ganz anders jene Stellen zu beurteilen, an denen beide Dichter über literarische

Fragen und Erscheinungen sprechen. Hier, wo die Kritik sich bisweilen unverblümt äußert und das Werk nicht stets von seinem Autor zu trennen war, hier habe ich manche goldne Rücksichtslosigkeit mit ihrer erfrischenden Gewitterwirkung unverkürzt zum Druck befördert.

Der Greisen-Briefwechsel eines einzigen Jahrzehnts wird hier mitgeteilt, voll Alterserwägungen und nachdenklicher Rückblicke. Als Mensch wie als Dichter steht jeder der beiden Briefschreiber als ein fertig abgeschlossener Charakter da, obwohl ja beide damals noch zu ganz neuer, frischer Produktivität schritten. Storm wie Keller haben noch die echte Kunst des Briefschreibens besessen, die Lust, eine Plauderstunde auszukosten, das wohlige Behagen, dem Moment sein ganzes Recht zu verschaffen! Keller sucht dabei mehr die Situation, Storm mehr die Stimmung festzuhalten. Der Schweizer spricht sich im ganzen mehr improvisierend aus, während der holsteinische „Herr der Gerichte und Gedichte" seinen Briefen trotz aller Parenthesen und Dialektwörter unwillkürlich etwas Stilisiertes, literarisch Berechnetes gibt.

Im Mittelpunkt ihrer Interessen stehen natürlich die beiderseitigen Dichtungen. Und hier tut sich uns eine ganz neue Kenntnis auf. Wie stark besonders Storm, sei es ganz allgemein durch seine Teilnahme, sei es durch einzelne Ratschläge, auf

Keller gewirkt, erkennen wir erst jetzt. Aber man übersehe dabei ja nicht, wie jeder der beiden Künstler sich doch auch gegen ein Zuviel von Beeinflussung mit Entschiedenheit wehrt, wie also z. B. Keller selbst die gröbsten Späße seiner Novellen nie preisgegeben, Storm anderseits sich nie hat bereden lassen, einmal auf dem Gebiet des Romans sich zu versuchen. Über das Technische, das Praktische ihrer Arbeitsweise, also gerade das, worüber sonst jeder Künstler wenig sagen mag oder kann, sprechen sie sich zu Zeiten offen und gern aus. Dabei ließ sich Keller, der so viele seiner Werke, besonders den „Grünen Heinrich", ohne die letzte Feile hatte aus der Hand geben müssen, von der formalen Sorgfalt und Sicherheit Storms imponieren, den er schon 1875 als einen „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter" gepriesen hatte.

Alles in allem dürften die Briefe besonders aufschlußreich für die Würdigung Storms sein, von dem wir ja weniger Kundgebungen besitzen als von Keller. Zu dem Bild des Alt-Staatsschreibers werden aber auch manche feine Züge hinzugefügt. Sind es doch die glücklichen Jahre auf dem Bürgli, in die wir geführt werden, später allerdings auch die Zeiten des Niedergangs. Ausgefüllt sind sie nach Abschluß der „Züricher Novellen" von jener reichen spätsommerlichen und herbstlichen Ernte, die aus weit zurückliegender Aussaat aufgegangen war. Die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich" und der Gedichte, die Ausführung des „Sinngedichts" er-

leben wir mit; ihnen gesellt sich als einzige neue Konzeption „Martin Salander".

Storms Schaffen dagegen um dieselbe Zeit hat nichts von jenem lang vorbereiteten Sammeln in die Scheuern, sondern mutet an wie ganz neue Rodung und Feldbestellung. Man hat das späte Aufblühen der Erzählungskunst des holsteinischen Novellisten natürlich oft genug beobachtet; zur Erklärung dieser Erscheinung ist aber sehr wenig erst getan.

Zum Erleben großer äußerer, dramatischer Vorgänge hat Theodor Storm nie das Talent besessen. Als Norddeutscher zog er sich gern in das Innere des Hauses und der Familie zurück. Als Lyriker mußte er jedes Erlebnis so verinnerlichen, so lange umbilden und in der Erinnerung vereinfachen, bis all das bunte Drum und Dran als nichtig abgefallen und durch ein leises Angleichen der Ereignisse aneinander hauptsächlich die Stimmung übrig geblieben war. Aus diesem Grunde haben — seltsam genug — die dramatisch-politischen Schicksale sowohl ganz Deutschlands wie auch seiner engeren Heimat ihn auf die Dauer nicht so tief berühren und in ihm nicht so lange nachwirken können, wie die persönlichen, scheinbar viel geringfügigeren Vorgänge in seinem Familien- und Freundeskreise. Erst als in diesen Sphären ihm reicheres Erlebnis zuteil wurde, ihm manche Hoffnung aufgegangen, manche auch zerschellt war, erst da hat sich aus tief verarbeiteten inneren Kon-

flikten seine Novellendichtung stofflich und psycho-logisch bereichert. Er hat hohen Preis dafür gezahlt. Das Leid hat ihm in späteren Jahren noch die Dichterkraft erhöht. Von „Viola tricolor“ an tritt eine Reihe teils neuer, teils eigenartig vertiefter Probleme in seine Dichtung ein, bis dann in den Novellen der letzten zehn Jahre das Verhältnis von Vater und Sohn, das Keller so fern liegt, ihn am meisten beschäftigt. Und von da ab hat er mit leidgeprüftem Herzen nun auch fremde menschliche Verhältnisse tiefer begriffen.

Er, der nach seiner Stammesart und seiner besonderen Anlage von jungen Tagen her ein elegischer Dichter gewesen, er wird als Greis ein erschütternder Tragiker. Freilich darf man den Begriff des Tragischen nicht zu eng fassen. Alfred Biese schreibt einmal (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1896, Bd. 154, S. 104), indem er die ältere Auffassung des Tragischen, die sich auf ein Spüren nach der Schuld gründete, ablehnt: „Ich mußte an so manches Gespräch mit dem trefflichen Theodor Storm denken, der ebenso scharf und klar die ästhetischen Beziehungen durchschaute, wie er des Gestaltens mächtig war, mit dem ich so manches Mal mündlich und schriftlich das Thema des Tragischen behandelt hatte, und der immer wieder auf den Satz zurückkam: Die Leute wollen für die Tragik Schuld, d. h. speziell *eigene* Schuld des Helden, und dann Buße. Das ist aber zu eng, zu juristisch. Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des

Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben, für die Schuld der Vererbung, des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken usw. Wer im Kampf dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held."

Hatte so das Leben Theodor Storm befähigt, den Dichtungen seiner letzten Jahre ungleich reicheren Gehalt zu geben, als den früheren Schöpfungen, so kam verstärkend noch ein Zweites hinzu: Storm ist im tiefsten Grunde Lyriker; die Novellen seiner Jugend sind fast nur lose untereinander verbundene Stimmungsbilder, oft von übergroßer Weichheit; und des lyrischen Elements hat dieser Erzähler auch nie völlig entraten können. Aber mit zunehmender Reife lernte er doch — genau übrigens wie Keller — die Gattungen der Poesie, lyrischen und epischen Vortrag schärfer voneinander trennen. Und drum sind vielleicht nicht die blühendsten, aber die stilreinsten Schöpfungen ihm erst spät gelungen.

Endlich ist ein Drittes nicht zu unterschätzen: Seine früheren Erzählungen waren Erzeugnisse seiner Mußestunden, ein Ausruhen von der Berufstätigkeit; die späteren sind jetzt seine ausschließliche Arbeit; die besten Stunden jedes Tages kann er unbeschränkt und ungestört der Poesie widmen.

Die Briefe Kellers stehen an Zahl und Um-

fang hinter denen Storms zurück. Der nordische Freund ist freigebiger mit Schilderungen aus seinem häuslichen Kreise, er setzt bei jedermann Interesse für sein Kleinleben voraus, und nur ein ungeduldiger Leser könnte die Frage aufwerfen, ob es nötig gewesen, z. B. die Beschreibung der alljährlich unverändert wie ein Naturereignis wiederkehrenden Weihnachtsfeier so oft abzudrucken. Sie ist nötig, diese Schilderung, so nötig wie in einem bewegten Volksliede die Wiederholung des immer gleichen Refrains. Denn hier empfindet und spricht Storm, über das bloß Persönliche hinaus, als Kind seiner Heimat.

Nirgends hat sich in unserm Volk die Abneigung gegen die Mietswohnung und das Bedürfnis nach einem eigenen Hause so stark ausgebildet und erhalten wie bei den Norddeutschen. Sei er noch so bescheiden, dieser Eigensitz, er ist gegenüber der Außenwelt ein Asyl und eine Festung. Und so hat auch Theodor Storm empfunden. Das Haus, das er sich in Hademarschen erbaute, war nicht schön; die Türmchen und Erker, für die der Dichter eine Vorliebe besaß, fehlten gänzlich. Aber Storm sah es mit den Augen der Liebe an; wie er mit leichter Ruhmredigkeit, in fast homerischer Weise, den Sohn und den Bruder, die Bücherei und den Hausrat mit auszeichnenden Beiwörtern hervorhebt, so hat er auch von den Herrlichkeiten seines Landsitzes gern gesprochen. Und nichts Höheres weiß der Norddeutsche dem Freunde zu

bieten, als daß er ihn teilnehmen läßt an den häuslichen Ruhezeiten und Festen, nicht etwa an prangenden Gastereien, sondern an der Teestunde, dem Geburtstag, der Weihnachts- und Altjahrsfeier. Das ist der Sinn auch der Stormschen Schilderungen, die möglicherweise bei dem alten Junggesellen in Zürich nicht einmal ihr berufenstes Publikum fanden.



Storm und Keller haben sich nie persönlich kennen gelernt, nie Blick und Händedruck gewechselt. Möglich wäre es nur, daß sich in jungen Jahren ihre Wege einmal gekreuzt hätten; denn Keller hat vom April 1850 bis Dezember 1855 in Berlin, Storm vom November 1853 bis Herbst 1856 in Potsdam gelebt. Gemeinsame Bekannte wie Ludwig Pietsch hätten damals vermitteln können; aber die beiden jungen Dichter, die in Preußen schwere Jahre durchmachten, haben kein Bedürfnis gegenseitiger Annäherung empfunden. Sie begnügten sich auch in späteren Jahrzehnten damit, daß jeder an den Schöpfungen des andern mit steigendem Interesse sich erfreute. Und so wären sie wohl ohne Wechselgruß aus dem Leben geschieden, wenn nicht ein beiderseitiger Freund ihnen die Anregung zu einem späten Briefwechsel gegeben hätte. Das ist der Regierungsrat Wilhelm Petersen in Schleswig gewesen, dessen Beziehungen zu Gottfried Keller uns aus Baechtolds Briefsammlung (Bd. III, S. 278 ff.)

und aus seinen eigenen Erinnerungen an den Schweizer Novellisten (Gegenwart, Bd. 43, S. 389—391) klar werden. Er hatte in den Jahren 1875 und 1876 in Bormio den „Grünen Heinrich" kennen gelernt, hatte dann sein helles Entzücken dem Dichter ausgedrückt und ruhte nun in der nächsten Folgezeit, nach seiner Rückkehr in die nordische Heimat, nicht, bis auch Freund Storm mit einem Brief in Zürich anklopfte. Einen Anknüpfungspunkt boten Kellers „Züricher Novellen", die vom November 1876 bis April 1877 im 9. und 10. Band der „Deutschen Rundschau" erschienen. Und so richtet im Frühling 1877 Theodor Storm den ersten Brief an den neuen Adressaten und fügt der Sendung ein (leider aus Kellers Bibliothek verschwundenes) mit Widmung versehenes Exemplar von „Aquis submersus" (Baechtold, Bd. III, S. 360) bei.



1. Storm an Keller.

Husum (Schleswig-Holstein), 27. März 1877.

Es war köstlich neulich am Sonntag-Vormittag; von draußen fiel so etwas wie erster Frühlingsschein ins Zimmer; drinnen wurden die „Züricher Novellen“ gelesen, das eine Heft der „Rundschau“ von einem jungen Juristen, meinem Sohn, das andre von mir; es war eine rechte Sabbatfeier. Als ich die schöne Geschichte von Johannes Hadlaub aus der Hand legte, war mir so warm und froh ums Herz, und der Johannes wurde mir zum Gottfried, und ich dachte: ihr Wenigen, die ihr gleichzeitig auf der Erde wandelt, wenn auch ein warmer Händedruck nicht möglich ist, ein Gruß aus der Ferne sollte doch hin und wieder gehen. Und so nahm ich das beifolgende Büchlein und schrieb diesen Gruß hinein. Möge er Ihnen nun willkommen sein.

Bemerken muß ich noch, daß meinerseits die Freundschaft, um die ich jetzt werbe, eine längst begründete ist; alle Ihre Bücher in Vers und Prosa sind in erster Auflage meiner Bibliothek einverleibt

worden; daß mir die beiden Auerbachschen Volkskalender unbegreiflicherweise abhanden gekommen, tut mir umsomehr leid, als ich die „Sieben Aufrechten“ schmerzlich in der neuen Auflage der „Seldwyler“ vermisse. Hoffentlich kommen sie nächstens einmal mit.

Darf ich nun zum Schlusse noch eine Fürbitte für Johannes Hadlaub und Fides einlegen? — Das ganze Lieder-Minne-Spiel, das die alten Herrschaften zur Vermehrung ihrer Handschrift so eifrig schüren und begünstigen, zielt nach des Dichters Absicht doch dahin, daß nun dadurch den beiden jungen Menschen die wirkliche Frucht der Liebe in den Schoß fällt. Aber wenn nun dieser große Moment kommt, so verläßt der Dichter uns plötzlich, als hielte er, nachdem er sich so eingehend mit einer berühmten Handschrift beschäftigt, es unter seiner Würde, nun eine gewöhnliche — es steht ja dem Dichter frei, sie übergewöhnlich zu gestalten — Liebesszene zu schreiben, und tut den großen Moment mit einer wie nur beiläufig referierenden Zeile ab. Darf ich es sagen? Es hat mich das wie eine eigensinnige Nichtachtung nicht nur des Lesers — dagegen wäre oft nicht viel zu erinnern — sondern viel mehr noch der eigenen Dichtung berührt.

Also: eine herzliche Bitte für Fides und Johannes!

Freund Petersen in Schleswig, der von diesem Briefe weiß, läßt freundlich grüßen. Wir wohnen

glücklicherweise nur eine gute Eisenbahnstunde auseinander.

Ihr Ihnen seit lange treu ergebner
Th. Storm.

Mein Sohn Ernst, dem ich mein obiges Monitum mitteile, sagt lachend: „Der Stier von Uri wird Dich auf die Hörner nehmen und fortschleudern!“

Das muß ich denn nun abwarten. Th. St.

2. Keller an Storm.

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch der Ferne Blau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir nun ja alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht aus-

gewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbei geführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug! Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der Zürcher Novellen schicken, wo Sie dann auch das Fähnlein der sieben Aufrechten wieder finden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich habe seine Aufsätze und Agitationsschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentlichste erreicht.

Jetzt will ich aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Finken und andere Musikanten auf den Bäumen vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der Rundschau oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen

zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener
Gottfr. Keller.

3. Storm an Keller.

Husum, 7. April 1877.

Fürchten Sie nicht, liebster Keller, sich einen Schreibseligen durch Ihren Brief verbunden zu haben; aber über die Eselsbrücke des Alters kann der Schleswig-Holsteinische Richter, vormals Landvogt des Amtes Husum, den Helvetischen Kanzellaren unmöglich so entschlüpfen lassen, wenngleich selbiger solches beim Landvogten von Greifensee in durchtriebenster Weise fünfmal ins Werk gesetzt hat. Will er sich noch mit Liebessachen abgeben, so soll er dieses Mal wahrhaftig stand halten. — Übrigens lasse ich mich handeln: nicht die Liebesszene selbst verlange ich, sondern event. nur den in Szene gesetzten Reflex derselben. Beispielsweise: wie die jungen Menschen aus dem Gemache treten, liegt verräterisches Leuchten auf ihrem schönen Antlitz. Ein kleines naseweises Mädchen ruft: „Ihr beide, wie seht ihr aus!" Und von ihrer einem erfolgt kurze Antwort mit dem Mutwillen und dem Tiefsinne des Minneglückes. — Oder so dergleichen!

Als ich vor einigen Tagen mit der anmutigen Figura Leu — die der unterschriebene Exkollege

des Landvogts Landolt sich trotz alledem nicht hätte entkommen lassen — bei dem alten Geßner in Gesellschaft gewesen war, in Betreff dessen Idyllen ich mit Ihnen stimme, kramte ich gleich darauf meine Geßner-Ausgaben aus den Schränken: als pro primo die von 1770—72 in sauber schweinsledernen Oktavbänden, dann aber in quarto die französische Ausgabe mit Diderot von 1773 und Bd. I der deutschen von 1773; und, im Gefühle Ihrer Sympathie, betrachtete ich mit erneutem Vergnügen diese Fülle der anmutigen Radierungen, insbesondere, wie schon oft, das erträumte Landhaus S. 240 der letzteren, wohin ich beim Lesen unwillkürlich die von Ihnen geschilderten Szenen verlegt hatte. Band II der deutschen Ausgabe (mehr gibt es ja wohl nicht) fehlt mir leider. Sollte er Ihnen in einem dortigen Antiquariat vor Augen kommen, so sind Sie vielleicht so gütig, ihn mir gegen Postnachnahme senden zu lassen. Ich habe so meine stille Freude daran, die alten Herren des 18. Jahrhunderts in ihren schmuckften Originalausgaben um mich zu haben.

Den Gruß an Freund Petersen habe ich bestellt. Wenn er zu Ihnen kommt, lassen Sie sich außer von seinen Rosen auch von seinen Fischern auf dem Schleswiger Holm erzählen, unter denen er mich und meine Frau („Frau Do“ heißt sie) neulich umhergeführt hat.

Für alles Gute, was Ihr Brief mir in Aussicht stellt, im voraus meinen Dank. Mich an-

langend, so habe ich, leider, in poeticis seit Jahr und Tag keine Feder angesetzt. Ob der Quell versiegt ist, ich weiß es nicht. Möge er bei Ihnen desto reichlicher sprudeln!

Getreulich Th. Storm.

4. Keller an Storm.

Zürich, 31. XII. 77.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Sylvesternacht und das germanische Laster entweder untauglich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnten à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike, und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die Zürcher Novellen werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können; denn ich habe erst seither in Ihrem „Sonnenschein“ gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist

mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgabe.

Also ich wünsche Ihnen alles Beste zum neuen Jahre, hochgeachteter Herr Landvogt von Husum, sowie Ihrem ganzen Hause. Ergeht es Ihnen nach Verdienen, so ist es schon gut, und was darüber hinaus ist, kann Ihnen als Profit gegönnt werden. Ich bin leider gewöhnt, immer nur vom Profit zu leben, obgleich ich fast nichts handle.

Auf den gewünschten Geßner-Band vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer entleert etwa wieder ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine Tochter Wielands. Sein Bild in Öl gemalt hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahr 1810 schreibt Wieland an die Tochter, über die Wahlverwandtschaften seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklären sie für ver-

rückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Für das nächste Jahr wollen wir, „so Gott will“, wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben.

Ihr getreuer G. Keller.

5. Storm an Keller!

Husum, 27. Febr. 78.

Lieber Freund Keller!

Die verspätete Antwort hat nicht zu bedeuten, daß ich nicht oft und herzlich Ihrer gedachte; nur meine Feder wurde durch allerlei Herzens- und Amtsdruck niedergehalten. Ich kann leider nicht hinter mich werfen, was mir allmählich lästig wird. Doch —

Zunächst denn Dank für die guten Wünsche und die guten Bücher! Sodann entbinde ich Sie hiemit feierlich Ihrer erotischen Vormundspflichten für Hadlaub und Fides und erteile Ihnen Quittung und Decharge; es geht nun hübsch und stilvoll aus, und ich sehe die schöne Frau, die dort am Fenster des Turmgemaches in ihrer Seligkeit sitzt, leibhaftig vor mir.

Den Landolt soll ich nun noch wieder lesen. Dagegen habe ich den zweiten Band mir schon zu

Gemüte geführt. Er enthält zwei vortreffliche Stücke. Ich hatte mich bei der herkömmlichen Januarserkältung einen Nachmittag aufs Bett gelegt, da kam mein Jurist zu mir: „Vater, ich habe eben ‚Die sieben Aufrechten‘ gelesen; soll ich sie jetzt Dir vorlesen?“ und ich sah das besondere Leuchten in seinen blauen Augen, das ich vor allem gern in jungen Augen sehe. Und so las er mir denn diese herzerquickende Geschichte vor, von der ich doch sehr viel vergessen hatte, so daß sie in voller Frische wieder auf mich wirken konnte; und weil aufs letzt die Schützenrede gar so schön zu hören ist, so wollen wir denn auch glauben, daß der junge Fant sie wirklich hielt und ihm das brave Kind von Herzen gönnen.

Lassen Sie mich, lieber Herr Konfrater, hier eins sagen! „Der Dichter will auch seinen Spaß haben!“ Ich meine, daß der Spruch von Goethe stammt. Jedenfalls lassen Sie sich dies Recht in keiner Art verkümmern; ich für meine Person, z. B. wenn das Seldwyler Kriegsheer den Quast in seinen schwarzen Farbetopf taucht, stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: „Ja so! der Gottfried muß erst seinen Spaß zu Ende machen!“ Und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende. Aber es sind Leute, kein schofles Volk, sondern gute Leute, denen ich gern den kräftigen Born Ihrer Dichtung gönnen möchte; die rufen: „Das halt der Deuwel aus!“ und laufen mir davon. Diese Leute sollen mir jetzt „Die sieben Auf-

rechten" lesen, und ich habe alle Hoffnung, daß sie danach, wenn sie wiederum einmal den Dichter auf seinem Spaß betreffen, respektvoll mit dem Hut in der Hand das Ende abwarten werden.

In der Ursula sind auch noch zwei Seitenpartien, die mich besonders ergriffen haben: der Tod des Zwingli und die kleine meisterhafte Szene mit der Italienerin. Gern hätte ich am Schluß der treuen Ursula noch ein hörbar Wort von ihrem Hansli Gyr gegönnt; aber ich weiß, daß man sich in solchem Fall bei Ihnen bescheiden muß. Lassen Sie nur bald mehr so wackere Dinge in die Welt gehen; hier in meinem Hause sitzt Ihnen ein dankbares Publikum. An den „Sieben Aufrechten" hat auch meine achtzigjährige Mutter noch ihr altes Herz erfrischt. In dem täglichen Wohnzimmer des für hiesige Verhältnisse recht stattlichen Erbhauses, das sie mit einer Gesellschafterin allein bewohnt, hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch „Tante Fränzchen" („Fritzchen" hieß sie eigentlich), meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O. geschildert. Vor reichlich dreißig Jahren befand ich mich in derselben Stube am Nachmittags-Teetisch meiner Mutter, als ein Maurer das kleine Medaillon mit dem dunkeln Haar darin brachte, das sie bei der Reparatur unserer Familiengruft gefunden; und ich weiß noch, wie es mich traf, als ein Blick auf das Bild mich daran erinnerte, daß sie dort ein solches Medaillon

auf ihrer Brust trug. Dann erzählte meine Mutter mir von ihrer Liebe und von ihrem frühen Tod. „Im Sonnenschein“ ist eins der wenigen meiner Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu Grunde liegen.

Und noch ein Wort von meinen neuesten „Nelkenstöcken“ zu sagen: das Aprilheft von „Westermann“ wird von mir eine Novelle „Carsten Curator“, das der „Rundschau“ eine erst gestern (die andere hat Westermann schon seit August v. J.) abgeschlossene bringen, die wohl in Ermangelung eines treffenden Titels vorläufig unter der allgemeinen Bezeichnung „Aus Anno Siebenzehnhundert“ in die Welt gehen muß. Zu Weihnachten hoffe ich die Buchausgabe von beiden in Ihre Hand zu legen; doch möchte ich über die letzte Geschichte wohl vorher einmal Ihre Meinung hören. Das getragene Pathos der alten Sprache hat mich verführt, es noch einmal zu gebrauchen; aber ich verspreche, es nicht wieder zu tun. — Mit dem „Carsten Curator“ ist es mir seltsam ergangen; unter dem Bann eines auf mir lastenden Gemütsdrucks habe ich bewußt in falscher Richtung fortgeschrieben, und so ist es gekommen, daß, nicht die Hauptfigur, aber die figura movens statt mit poetischem Gehalt mit einer häßlichen Wirklichkeit ausgestattet und das Ganze dadurch wohl mehr peinlich als tragisch geworden ist. Und doch fühlte ich es früh genug, um noch in den richtigen Weg einlenken zu können. Aber was hilft alle Erkenntnis, wenn die Kraft fehlt! Diesmal fehlte die Heiterkeit, die noch not

tut, um mich über den Stoff zu erheben. Nun, Sie werden ja selber sehen.

Ich denke dabei an unsern Heyse, der mir einmal etwas Ähnliches von sich schrieb. Er ist mir wie verschollen; aus Neapel schrieb er mir Ende November, daß sie den Erdgeschmack nicht von der Zunge bringen könnten; von Rom aus wollte er mir wieder schreiben, aber es ist nicht geschehen. Die beiden hätten zu Haus bleiben sollen; wenn sie jetzt heimkehren, wird ihnen ihr Kind wie ein Gespenst auf Treppen und Gängen entgegenkommen.

Freund Petersen war Sonntag vor acht Tagen hier und gedachte wieder in freudiger Rückerinnerung seines Züricher Besuches. Er nahm bei seiner Abfahrt die beiden Bände Ihrer Gedichte mit.

Ich sehe noch eben Ihren letzten Brief durch. Daß Sie das Geßnersche Teegeschirr selbst in der Wirklichkeit angeschaut, dachte ich mir gleich beim Lesen der qu. Stelle; es ist trotz eines ruinierenden Brandes auch in unserer Familie noch so allerlei altes Porzellan.

Genug für diesmal!

Möge dies Jahr mir die Beziehungen zu Ihnen erhalten, die ich zu den besten Geschenken des vergangenen zähle! Das ist der herzliche Wunsch

Ihres Th. Storm.

Kennen Sie meinen „Vetter Christian"? Ich wüßte kaum einen, von dem ich dies Stück lieber

gelesen wüßte, als von Ihnen. Ich habe eine gewisse unvernünftige Liebe dafür.

Wie steht's mit Ihrem „Grünen Heinrich"?

6. Keller an Storm.

Zürich, 25. Juni 1878.

Lieber Freund!

Da die Johannisnacht glücklich überstanden ist und die Reben unter meinem Fenster zu blühen angefangen, will ich mir doch auch etwas Gutes gönnen und mich endlich wieder einmal vernehmen lassen. Wenn der „Jurist" zu Haus ist, so laß ich denselbigen vor allem grüßen, und gratuliere Ihnen zur achtzigjährigen Mama, die meinige ist nur 75 geworden.

Vergangene Nacht hab ich rasch noch Ihren Vetter Christian betrachtet, um Ihnen seinetwegen antworten zu können. Ich fand freilich nur, was mir so schon vorschwebte, daß es ein ganz fertiges und erbauliches Werklein ist und daß ein vortreffliches häusliches Lustspiel darin steckt von der feinsten Sorte; man dürfte nur ans Scenarium gehen! Es ist alles aufs beste verteilt und vorbereitet bis auf die allerliebste Lehnken Ehnebeen. Freilich mag auch der Kontrast gegen Ihre poetischen, nordisch melancholischen Sachen dabei mitwirken. Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich

damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammen raffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazu kommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im siebenten Band, S. 153 unten: „Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht ꝛc.“ Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichten Fläschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten? und schlug das Blatt wieder zurück.

Ihre neuen Novellen habe ich leider noch nicht gelesen. Das betreffende Rundschauheft ist mir, wie schon andere Hefte, nicht zugekommen, und die Westermannschen Hefte sind wohl auf dem hiesigen Museum, allein dort komme ich nicht dazu, Novellen zu lesen. Ich muß also die Buchausgabe abwarten und werde alsdann Ihren Brief wieder vornehmen. Die Geschichte von der „Fränzchen“ frappiert mich; es ist gewiß ein schönes aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum,

fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch ich es auch nicht.

Wegen der Zürcher Novellen hab ich auch ein schlechtes Gewissen, sie sind zu schematisch, und man merkt es gewiß. Die Ursula haben Sie richtig erkannt, sie ist einfach nicht fertig, und schuld daran ist der buchhändlerische Weihnachtstrafic, der mir auf dem Nacken saß; ich mußte urplötzlich abschließen.

Das „Fähnlein", kaum 18 Jahre alt, ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an die Stelle getreten. Wegen der Schützenrede fiel mir erst neulich und zu spät die Auskunft ein, dieselbe dem jungen Fant durch einen alten Gedankenredner, der selber nicht sprechen kann, heimlich zustecken zu lassen, wobei dann die rhetorischen Lehren und Ermahnungen der beiden Alten eine

weitere komische Situation herbeigeführt hätten. Esprit de l'escalier.

Meine dummen Späße betreffend, hoffe ich immer noch, mich derselben noch vor Torschluß zu entledigen; ich würde es auch schon früher getan haben, wenn ich rechtzeitig meine Sachen nochmals hätte überarbeiten können. Nur Ihre Rüge des schwarzen Quasts der Seldwyler scheint mir nicht ganz zutreffend. Es ist das nämlich allerdings eine Erfindung, aber eine ganz analoge zu hundert ähnlichen und noch tolleren Vorkommnissen der plastischen und drastischen, wenigstens der oberdeutschen Vergangenheit. Schon früher hat mir ein norddeutscher Kritiker einen grotesken Fastnachtszug (Schneider-Schlittenfahrt) als ganz unmöglich, ungeheuerlich und daher unzulässig bezeichnet, während hierzulande dergleichen nicht einmal auffällt, weil es jeder erlebt hat. Hiemit will ich aber keinerlei Rechthaberei verübt haben. Im Gegenteil bekommen mir Ihre kurzen sicheren Winke so wohl, daß ich Sie jetzt gleich wegen des „Grünen Heinrich" anbohren will, wenn es erlaubt ist. Ich habe, was von dem Gedruckten, circa 2½ Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrück-

licher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage (aber nicht pedantisch). Heinrich lebt still und dunkel fort bei einer anspruchslosen aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie ein paar Ihrer Helden), alternd und durch einen Unfall der Hilfe und Pflege bedürftig. Hier tritt die Judith wieder ein, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinn gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.

Dieser Schluß notabene, vom Umfange weniger Bogen, würde nun an die Stelle des alten Einganges treten, so daß dann die einheitliche Autobiographie ohne weiteren Abschluß folgen würde.

Glauben Sie, daß das geraten sei? namentlich bei nachfolgenden drei bis vier Bänden Selbsterzähltem? Und doch glaube ich, der Eindruck einer gewissen Einheit bleibt eher gewahrt, wenn die Abweichung gleich im Anfang stattfindet, als wenn sie erst am Ende nachhinkt. Und wiederum wird Perspektive und Verständnis verschoben, wenn wir uns im Anfang für Leute interessieren sollen, die wir erst später kennen lernen. Wohingegen wieder zu helfen wäre, wenn besagter Anfangs-Ausgang

den Charakter einer selbständigen, an sich interessierenden Novelle erhalten könnte u. s. w.

Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht aufspringt, so denken Sie ein bißchen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände, und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.

Da ich grade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der „Rundschau“ ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

Paul Heyse hat mir neulich geschrieben von München aus, fast wörtlich, wie Sie es vorausgesagt: „immer noch von Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gesichtern auf Schritt und Tritt begleitet“, und so zwei Seiten lang, und beide kränklich. Dennoch glaube ich nicht, daß sie den Winter in München so gut ausgehalten hätten wie in Italien. Ich kann nicht beurteilen, wie es einem zu Mute ist, wenn man ein

Kind verliert; allein ich glaube doch, es würde mir gehörig unheimlich, wenn man mir so hinten herum eins nach dem andern, drei-, sechs-, zwölfjährig, wegholte. Da ist man ja wie der Hund im Kegelspiel!

Freund Petersen, der Regieriger und Dichterfreund, ist im Monat Mai wieder hier gewesen, leider bei schlechtem Wetter. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, und nun leben Sie wohl, behalten Sie mir Ihre Gesinnung schön warm. Ihre neuen Geschichten will ich doch vorher nächstens noch lesen; ich bin ein Narr, daß ich so lange warten will, mir diese Kollation zu gewähren.

Ihr grußhafter G. Keller.

7. Storm an Keller.

Husum, 15. Juli 1878.

Lieber Freund Keller!

Hoffentlich treffen diese Zeilen zu Ihrem Geburtstage ein. Lassen Sie mich dazu nochmals meine Freude aussprechen, daß wir, wenn auch spät, uns doch noch ein wenig nahegekommen sind, und dieser selbstsüchtigen Versicherung den nicht weniger selbstsüchtigen, aber herzlichen, Wunsch hinzufügen, daß ich noch ein gut Jahrzehnt mit Ihnen in der Schöpfung oder in rerum natura existieren möge. Wer weiß, ob wir uns dann nicht noch einmal persönlich die Hände schütteln.

Und nun zunächst vom „Grünen Heinrich", der, soweit es in der ersten Person geht, eins meiner liebsten Bücher ist. — Leider bin ich in den letzten Wochen bei schwachen Nervenzuständen zu sehr in Arbeit erstickt gewesen, um es nochmals ordentlich zu lesen. Statt meiner hat es mein Jurist getan, der für den freundlichen Gruß danken läßt; es war das einzigste, was er von Ihnen nicht gelesen hatte. Nun ist er ganz voll davon, und gestern, Sonntag, beim Nachmittagstee und abends hat er uns daraus vorgelesen: den Besuch beim Onkel mit dem silbernen Posthörnchen mit der prächtigen Einführung der Judith; dann: die Geschichte von dem alten Hökerpaar, Margret und Jaköbchen.

Zunächst muß ich sagen, daß ich bei Ihrem jetzigen Vorhaben, obwohl es nötig ist, wenn das Buch für weitere Kreise lebendig gemacht werden soll, nicht ohne Sorge bin. Es quillt ein so frischer Lebensborn in diesem Buche, es liegt auf allem ein solcher Glanz von sinnlich frischer Schönheit, daß ich bei dem Gedanken, daß das umgegossen werden soll, zittre. Aber Sie werden ja schonsam zu Werke gehen.

Ernst, wie früher ich, hat übrigens den Eindruck gehabt, daß dieser frische Glanz erlöscht, wo die Erzählung in dritter Person beginnt, wenngleich auch hier, wie im ersteren Teil, die sich gleichsam von selbst ergebenden Offenbarungen aus Kunst und Menschenleben vorkommen. Ernst las

gestern auch noch das schöne Wort über den Homer, und ein dabei gegenwärtiger Freund von ihm, ein junger Freund auch von mir, Dr. Tönnies — er wird wohl noch von sich reden machen —, meinte: „Wie anders ist es doch, wenn so einer sich über dergleichen ausspricht, als wenn die Gelehrten über die alten Dichter reden!"

Doch weiter: wir haben auch beide, nämlich mein Jurist und ich, die Empfindung, daß die Erzählung vom Künstlerfest, so gut die Schilderung an sich ist, doch im Verhältnis zum Ganzen einen zu schweren Ballast abgibt.

Nun Ihren Vorschlag anlangend: — man müßte beieinander sitzen, um es zu besprechen — aber ich meine, Sie dürfen die schöne Wirkung, welche die Rückkehr der Judith hervorbringen muß, dem Schlusse des Buches nicht entziehen. Das muß sich machen lassen, irgendwie. Zunächst müßte die Judith bei ihrem Fortgang nicht 30, sondern etwa 25 Jahre alt sein; das genügt ja, um ihr die Überlegenheit dem etwa 6 oder 7 Jahre jüngeren Manne gegenüber zu verleihen. Dann mag sie mit fünf-, sechs- oder siebenunddreißig Jahren zurückkehren; Heinrich ist dann freilich noch nicht alt, aber das müßte gemacht werden. Judith könnte auch 40, oder reichlich, alt sein und nur in der Seelenbewegung des Wiedersehens noch in, wenn auch vergehender, Schönheit erscheinen. Es ist zu kümmerlich, wenn sie als krankenpflegendes altes Mütterchen wiederkommt. Ich meine, es könnte

wohl gemacht werden, daß Heinrich sein Lebensbuch — auf Judiths oder eigenen Antrieb, damit nicht der Goldglanz des Abends darin fehle oder dergl. — wieder aufnimmt, mit der Bemerkung, er habe geglaubt hier zu schließen, aber ꝛc. — und dann selbst (es würde dann auch ein ganz andrer Glanz darauf kommen) die Rückkehr der nie vergessenen Geliebten schildert. Welch eine Szene!

Freilich, kann das alles nicht angehen — Heinrich würde ja dann auch kein kümmerlicher Greis sein dürfen —, dann muß dies alles an den Anfang des Buches. Aber gibt der Tod der Mutter nicht einen öden Schluß, und darf, was erst durch den ganzen vorhergehenden Inhalt des Lebensbuches seine Bedeutung und seine Wucht gewinnen würde, an den Anfang des Buches gestellt werden?

Ich weiß freilich nicht, ob mir Ihre Intentionen ganz klar geworden, bin aber bereit, wenn Sie wollen, weiter darüber zu briefwechseln.

Ich schreibe heute etwas konfus, habe auch schon eine Amtsreise und ein paar Stunden Gerichtsbarkeit hinter mir — seien Sie daher nachsichtig, wenn ich dennoch fortfahre. Vielleicht regt das eine oder das andre Sie dennoch an.

Freund Petersen, der neulich einen Tag bei mir war und Ihren persönlichen Gruß überbrachte, schmerzte sehr über Ihre Absicht, die badende Judith zu streichen, und gewiß, die Szene ist schön, „als machten . . . . . die alten Götter die Rund'“; wie sie oder etwas davon bei Ihrer jetzigen Absicht zu

halten ist, weiß ich in der Tat nicht — etwas werden Sie indes schon zu konservieren wissen.

Von den Zürcher Novellen hat die erste mir freilich hie und da den Eindruck gemacht, als quille die Erfindung nicht recht frisch, als fühle ich die Arbeit, einzelne Szenen wollten sich als aufgelöste Lieder etwas zu deutlich kennzeichnen. Im „Landvogt“ finde ich die einzelnen Liebesgeschichten und deren Heldinnen, sowie nachher die alte Haushälterin über alle Maßen fürtrefflich; bei der Zusammenkunft im Hause des Landolt, meine ich freilich, kommt für die Novelle selbst nicht viel heraus; doch mögen andre anders darin empfinden; mir geht die Sache, wie die schwarze Quaste der Seldwyler — historische Wahrheit deckt sich nicht mit der poetischen — zu sehr ins Lalenbuch-genus, für das unsre Nerven zu fein geworden sind. — Aber selbst, wenn diese Einwendungen begründet wären, es ist so viel des Tüchtigen und Schönen in allen Zürcher Novellen, daß Sie, meine ich, vollkommen ruhig sein können.

(Übrigens, was ich eben von unsern feineren Nerven sagte, ist nicht ganz richtig; die Komik des alten Schildbürgertums, d. h. die der alten Volksbücher, ist in den meisten Fällen eine absichtliche, gewaltsame und daher überhaupt keine.)

Sie fragen mich über die neuen Gedichte. Wenn es Sie treibt, lassen Sie es ja nicht; auch ich hoffe Ihnen nach den Ferien Verse neuen Datums senden zu können. Gestehen muß ich trotz-

dem, daß ich im Punkt der Lyrik ein mürrischer, griesgrämiger Geselle bin; auch den Meistern glückt's darin höchstens ein halbes, allerhöchstens ein ganzes Dutzend Mal. — —

Ihr „Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt", „Arm in Arm und Kron' an Krone", „Die Erntepredigt" sind solche Sachen, worauf man den Finger legen muß und sagen: „Da, das ist's!" und zu solchen möchte ich „Aroleid" zählen, wenn es (ich weiß nicht, wie) in der Mitte etwas knapper gehalten wäre; namentlich die erste und die vorletzte, auch die letzte Strophe sind wunderschön; in der siebenten müßte es nach meinem Gefühl heißen: „Mit ihrem Kind zur Höhe braust". Auch der „Venus" stimme ich völlig bei; auch ist es wohl wert, das einmal auszuprägen. Der „Narr von Zimmern" ist eine reizende Geschichte; nur ist mir in den vorletzten beiden Strophen allerlei nicht recht; sie sind mir im ganzen zu sehr referierend, dadurch zu unlebendig, die Verse „doch manche Nuß . . . köstlich an" überflüssig; da wäre Platz für Lebendigeres; was sollen in so knappen Epen noch lange Vergleiche! Ebenso die Vorbereitung, „doch hat der Narr sich schnell bedacht — versöhnen". Weshalb nicht gleich in medias res? Zu referierend hier insbesondre, schon als langer Relativsatz: „der schon das Zeichen" 2c. Ich glaube, eine Strophe statt der zwei könnte es auch tun. Dann würde die wunderschöne letzte Strophe erst recht zur Geltung kommen. — In den beiden

ersten Gedichten, namentlich im ersten, scheint mir der Funken nicht recht herauszukommen.

Da haben Sie, liebster Freund, denn auch hierüber meine Gedanken; sehen Sie nun selbst, ob Sie was davon gebrauchen können.

Die „Ursula“ sollten Sie wo möglich doch noch ausschreiben. Was da ist, ist zu gut, um als Fragment ohne innere Nötigung fortzuexistieren.

Ihre Querleserei mit den „Israeliten“ beim Vetter Christian hat uns hier im Hause sehr ergetzt; dabei will ich über mich die Notiz machen, daß es mir in den Sitzungen kollegialischer Gerichte, denen ich in Potsdam und dann in Heiligenstadt angehörte, niemals möglich war, einer Diskussion in einer Plenarsitzung zu folgen. Ob die Poeten alle etwas seltsam konstruiert sind? oder ist's nur, wenn sie ans verkehrte Geschäft gesetzt werden? — Doch ich schließe. Sie klagen über Einsamkeit; wer empfände diese Einsamkeit nicht? An Ihrem Geburtstage aber möge dies Gefühl durch den Gedanken ein wenig gemildert werden, daß in meinem Hause im Norden Deutschlands, und nicht von mir allein, herzlich Ihrer gedacht wird.

Ihr Th. Storm.

8. Keller an Storm.

Zürich, 13. Aug. 1878.

Lieber Freund und Richter!

Ich danke nachträglich herzlichst für die freundlichen Geburtstagswünsche, auf welche ich keineswegs hoffte und auch nicht dachte, daß man wohl dortseits mit dem betreffenden Datum bekannt wäre. Ich werde mich ehestens behufs anständiger Reziprozität auf hiesigen Bibliotheken informieren, da mir im Hause alle lexikalischen Hilfsmittel schmählich abgehen.

Vorzüglich und ohne Scherz aber danke ich auch für die handwerklichen Ratschläge und Winke, die mir gut bekommen. Die Reduktion von Judiths Lebensalter hat mir mit einem Male den Schluß des „Grünen Heinrich" in eine hellere Beleuchtung gesetzt, und ich denke jetzt ein freundlicheres Finale zu gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun. Einzig wünschte ich noch zu wissen, ob nach Ihrer Meinung das Buch ohne weiteres mit Seite 91 des ersten Bandes beginnen kann (vorausgesetzt, daß charakteristische Kapitelüberschriften eingeführt werden), oder ob doch eine Art kleiner Einleitung in dieser oder jener Form nötig scheint. Scheint Ihnen ersteres tunlich, so schreiben Sie mir deswegen nicht extra, und auch im zweiten Fall nicht, wenn Sie irgend abgehalten oder nicht gelaunt sind.

Auch die wohltätigen kritischen Bemerkungen

wegen der Gedichte werde ich mir zunutze machen; insbesondere die blinde Stelle mit der taubbekernten Nuß (im „Narren") hatte ich schon vorher auf dem Korn, und ich habe mich nun überzeugt, daß zwei Halbstrophen wegmüssen.

Auf Ihre neuen Verse freue ich mich außergewöhnlich und werde dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen. Indessen habe ich auch Ihre „Renate" gelesen, und zwar mit großem Genusse. Die Stimmungen von Land und Leuten sind wieder einzig, obgleich aus dem bekannten Schatzvorrat genommen. Die verjährte Sprache hat mich keineswegs gestört; sie eignet sich sogar besser für den erzählenden Helden, der geistig unter dem eigentümlich pikanten Mädchen zu stehen scheint. Ein dunkler Punkt liegt mir in der Hexengeschichte; während der alte Bauer offenbar ein aufgehellter Kopf und Zukunftsmann ist, geht doch ein mysteriöser Zug durch die Geschichte. Ein heimlicher Schrecken scheint auf der Renate zu lasten, und der Leser sieht sogar die Ratten ausfahren, wie wenn doch Hexerei vorhanden wäre. Der Wirkung tut indessen diese kleine Unklarheit keinen Eintrag.

Noch bleibt mir „Carsten Curator" zu lesen, den ich mir nächstens erhältlich machen kann, da die neueren Hefte Westermanns jetzt in Umlauf kommen auf unsrer Lesemühle. Soeben habe ich auch ein Zirkular erhalten, wonach Spielhagen als Herausgeber gewonnen ist. Da Westermann nach

wie vor die Oberleitung behält und außerdem ein eigner Redakteur Karpeles bestellt ist, so fürchte ich, es handle sich für Spielhagen um eine bloße Namensausmietung à la Hackländer. Auch Bodenstedt läßt sich jetzt an die Spitze literarischer Publikationen setzen, ohne daß die Beitragenden ein Wort mit ihm zu verkehren haben oder von ihm vernehmen, usw.

Um noch einmal auf den verjährten Sprachstil der „Renate" zurückzukommen, will ich doch nicht verschweigen, daß mir über diese Angelegenheit im allgemeinen schon früher prinzipielle Skrupel aufgestiegen sind. Fast jeder hat in dieser Weise schon das eine und andre geliefert durch die Schreibarten der letzten Jahrhunderte zurück bis zum sechzehnten, allerlei Kabinettsstücklein, ganze Bücher und Episoden solcher. Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter, Groth, Hebel bis zu den bajuvarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundenen Erbauung, daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müßte, der sich durch alles hindurchschlagen könnte.

Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat. So mag's auch ein bißchen mit den Rokoko- und Chronikalformen sein. Es schwebt mir sogar innerhalb der lebenden Schriftsprache eine größere Einheit und Gleichmäßigkeit im Tempo und Marschschritt und Tritt vor, die noch zu erreichen wäre gegenüber dem willkürlichen Einzelgetue, und damit das Material zu dauerhaften Formen für großen Inhalt, zuletzt aber schwebt mir soeben auch vor, daß dies alles wohl eine Schrulle ist und ein überflüssiges Blatt Papier gebraucht hat. Auf die „Renate" soll es sich jedenfalls nicht speziell beziehen, und wünsche ich diese gar nicht anders.

Freund Petersen will ich sogleich auch schreiben; er ist ein Satan mit Aquarellieren und glücklichem Enthusiasmuswesen. Paul Heyse und seine Frau sind ein paar Stunden in Zürich gewesen, als sie nach St. Moritz im Engadin reisten. — Meister Paulus macht so viele hübsche Verse bei allem Nervenleiden, das ihn drückt, daß ich anfange, mein blutiges Mitleid etwas im Zaune zu halten. — Vielleicht kommt die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime einst nicht mehr so leicht

fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt; es geht eben manchmal kurios zu in der Welt.

Schöne Sommertage wünsche ich Euch dort oben und unten, oder wie Ihr Euch plaziert, noch so manche als möglich, und denke, wir werden wohl irgendwo einmal einen kleinen Kongreß abhalten können. Ich denke z. B., auch wieder einmal einige Wochen in Berlin zuzubringen, wo sich, nach vorausgegangener Absprache, wohl etwas arrangieren ließe. Zuerst müssen aber die Attentäter und was damit zusammenhängt, wieder aus der Mode sein.

Gott zum Gruß, oder was Euch für jenen gilt!

G. Keller.

Meine Dichterei, die noch einen Rückfall erlebt, werde ich zunächst wieder eine Zeitlang schlafen lassen. Es war mehr ein Versuch, die Handgelenke zu probieren, ob noch die Kraft da sei, das Alte zu sammeln und zusammenzubinden mit einem Notreifen zum letzten Gange oder Gewatschel. Ich hoffe, diese Arbeit nächstes Frühjahr vornehmen zu können, und muß eben dann etwas geübt sein, da und dort im Fluge etwas Neues oder Ergänzendes aufzuhaschen, wenn die Laune der früheren Tage wach ist und die Weisheit des Alters oder deren berühmtes Gegenteil wenigstens dabei steht. Inzwischen danke ich geziementlich für die genossene Aufmunterung und werde sie nur mäßig mißbrauchen. D. O.

9. Storm an Keller.

Hademarschen, 29. Aug. 1878.

Lieber Freund Keller!

Ihren Brief, an dem ich mich recht erquickt habe, empfing ich hier in dem schönen, zwischen Wies' und Wald belegnen holsteinischen Dorfe, wo ein jüngerer Bruder einen recht großartigen Holzhandel betreibt. Sein geräumiges, gastfreies Haus hat ihm mitten im Garten vor etwa einem Vierteljahrhundert ein Enkel des alten Matthias Claudius erbaut; und da eine liebenswürdige Familie darin haust und meine älteste Nichte mich nach der Vormittagsarbeit an einer schlechten Novelle durch ihr herzerquickendes Klavierspiel [ich bin darin so kürisch wie in dem Lyrum-Larum] jedesmal wieder etwas in die Beine bringt, so fühle ich mich hier möglichst wohl, um so mehr, da meines Bruders Frau eine Schwester der meinen ist und ich auch letztere mit meinen beiden jüngsten Mädchen hier habe. Übrigens ad vocem „Lyrum larum" — darunter sind gerade die unvergänglichsten Kleinodien unsrer Literatur; aber eine Perle ist nicht so selten wie ein solches Kleinod.

Daß Sie von meinem letzten Briefe für Ihren „Grünen Heinrich" also doch einigen Gewinn gehabt, hat mich förmlich getröstet; denn ich war genötigt, wenn überhaupt, so in einem starken Arbeitstrubel und mit ziemlich wüstem Kopf zu schreiben. Das in puncto S. 91 Bd. I schreibe ich Ihnen,

sobald ich wieder heim bin, also etwa am 4. oder 5. kommenden Monats, einerlei ob ich gelaunt oder tot oder lebendig bin; darauf darf es bei uns alten Burschen, die wir so spät die Gesichter zueinander gekehrt haben, nicht mehr ankommen.

Meine projektierten Verse sind noch nicht gemacht; es betrifft auch nur den Eindruck, den der Tod eines jungen, eigentümlichen Menschen auf mich machte.

Daß Ihnen die „Renate" im wesentlichen gefallen, ist sehr schön; die alte Sprache anlangend (in der ich übrigens Unverständliches zu vermeiden suchte), so denke ich ganz wie Sie und habe mir auch bei Beginn der Arbeit zugeschworen, daß es nicht wieder geschehen solle; diesmal aber wollte ich dem Reize, den es für mich hat, denn doch noch nachgeben. Den „dunkeln Punkt", den Sie anmerken, anlangend, so mochte ich den mysteriösen Hintergrund nicht missen; die Ratten erlaubte ich mir als zwar unheimlich, aber doch der Natur nicht widersprechend. Meines Bruders Haus hier war noch vor einigen Jahren von unvertreibbaren Rattenscharen heimgesucht; da kam seine silberne Hochzeit, und von dem heitern Getos der Gäste, mit denen es vom Fundamente bis zur Spitze bevölkert war, verschwand das unheimliche Gesindel auf Nimmerwiederkehr, wahrscheinlich ihre übrigen Gesellen im Dorfe mit sich nehmend; denn der Tierarzt des Dorfes, der zur selben Zeit in mondheller Nacht dahinritt, sah sie in großen Scharen

auf den mit Busch bewachsenen Wällen zur Seite des Weges fortziehen. — So wurde mir dieser Tage hier erzählt. —

Den in Aussicht gestellten Kongreß wollen wir vorläufig festhalten, obgleich eines mir die Zuversicht beeinträchtigt: ein Herzleiden, das mich seit Jahren quält — nur mein jüngster Bruder, der Arzt, weiß, ob und wie es nach meinem Leben zielt —, und das in der letzten Zeit größere Dimensionen anzunehmen scheint, könnte für eine solche Reise wenigstens ein Veto einlegen. Doch, das zu seiner Zeit.

In den nächsten Tagen sende ich also einen Nachtrag zu diesem Briefe; für heute drücke ich Ihnen herzlich, leider nur im Geiste, die Hand.

Ihr Th. Storm.

NB. Die Attentäter c. ann. müßten freilich erst aus der Mode sein; es ist außerordentlich, wie das Dutzendgesindel einem die natürliche Teilnahme mit Dreck beschmeißen und in Ekel verkehren kann.

D. O.

10. Storm an Keller.

Husum, 6. Septb. 1878.

Lieber Meister Gottfried!

Nach genommener Einsicht bin ich der Meinung — und damit stimmt auch mein kritisches

Hausgewissen, der Juriste Ernst —, daß der „Grüne Heinrich" sehr wohl ohne weiteres mit S. 91 Bd. I beginnen kann. Hoffentlich haben Sie in der Erzählung die erste Person nicht aufgegeben, da sonst gewiß viel von der jetzigen Frische verloren gehen würde.

Im übrigen bin ich bei meiner Heimkehr an das Kranken-, wahrscheinlich an das Sterbelager meiner Mutter getreten, die bis jetzt mit ihren schönen Augen noch immer so jugendlich auf Kinder und Enkel blickte. — Ich grüße Sie herzlich.

Th. Storm.

11. Keller an Storm.

Zürich, 15. Nov. 1878.

Liebster Freund und Nordmann!

Tausendfachen Dank für die neuen Novellen, den ich nach der Welt Lauf erst abstatte, nachdem der Genuß augenblicklich genommen worden und das Maul längst gewischt ist. Dafür werde ich nächstens Ihre Bände nicht mehr ausleihen, weil sie zu den Sachen gehören, die ich öfter wieder zur Hand nehme und dann stundenlang drin fortzulesen pflege u. s. w.

Der „Carsten Curator" ist ja ganz schön, durchsichtig und vollkommen fertig. Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch

poetischen Geschichte, wie es die Ihrigen sind; allein, dem rechtschaffenen Kurator war nicht anders beizukommen, wenn das Thema, die Unterwerfung der schlichtbürgerlichen Pflichtmäßigkeit und Anspruchslosigkeit unter das dämonische Prinzip sinnlicher Schönheit, durchgeführt werden wollte. In dem neuen Berliner „Wochenblatt“ hat Sie einer um dieser Geschichten willen unter die Pessimisten gesteckt (Nr. 5 vom 2. Nov.), und zwar einer, der dort überall mitzusprechen scheint. Es ist zuweilen, wie wenn lauter angetrunkene Fuhrleute durcheinander lärmten.

Mit Ihrer alten Mama scheinen Sie noch eine Gnadenfrist zu erleben, wozu ich herzlich Glück wünschen würde; denn je länger man ein solches Möbel, Mütterchen genannt, hat, um so weniger will man an ein Aufhören denken. Man merkt den eignen Niedergang.

Damit will ich aber nicht befürchten, daß etwas an einer Herzkrankheit sei, von welcher Sie mir in Ihrem letzten Briefe geschrieben. Die Andeutung hat mich unheimlich berührt, und hoffe ich, die geheimnisvollen Wissenden werden in der Tat nicht viel zu verhehlen haben.

Es ist ein ausnahmsweise hier schöner Novembertag, und ich will etwas spazieren, daher schließen.

Mit allen Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

12. Storm an Keller.

Husum, 18. Febr. 1879.

Nicht weiter, liebster Keller, soll das Jahr, ohne daß Sie wenigstens Gruß und Lebenszeichen von mir empfangen; hoffentlich sitzen Sie jetzt in warmer Winterbehaglichkeit — hier wenigstens ist draußen Frost und stäubender Schnee — und schreiben den friedlichen Schlußakt Ihres „Grünen Heinrichs", während halbbewußt schon neue, dämmernde Gestalten drängen. Mir ist es nicht so gut geworden; ich habe Sachen produziert, die meinen guten Namen just wohl nicht verbessern werden; eins, „Zur Wald- und Wasserfreude", finden Sie nächstens in der „Rundschau"; eine — glücklicherweise anspruchslose — Erzählung „Der Finger", wo eine Familientradition aus einer befreundeten Familie zugrunde liegt, im „Westermann". Fange ich nun ein Drittes an, so habe ich alle Ursache, mich in acht zu nehmen. Leider kann ich nicht, wie so ein Junggeselle, von meinem Richterstuhle abdizieren; und doch denke ich fortwährend daran, noch etwas von meiner armen Seele zu retten; denn die jetzt auch für mich begonnene Umwälzung des Grundbuchwesens und zum Oktober des ganzen Justizwesens — lauter neue detailliert andre Gesetze — drohen auch die ewige Jugend, auf die wir Poeten sollen Anspruch machen können, zu vernichten. Auch habe ich mir vorig Jahr in dem anmutigen holsteinischen Dorfe

Hademarschen ein Grundstück gekauft, um darauf mein Abnahmehaus zu bauen, auch schon einige Hundert Bäume und Büsche nach einem Gartenplan dort pflanzen lassen; aber die Bäume müssen erst rauschen, und wer weiß, ob sie es dann für mich tun? Ein Bruder von mir (er betreibt einen großen Holzhandel) und andre nette Leute wohnen dort, fünf Minuten von meinem Grundstück liegt ein freundlicher Flecken, Hanerau, ich selbst werde von meinem Hause die Aussicht auf wahrhaft Eichendorffsche Wald- und Wiesengründe haben; aber dennoch befällt mich mitunter die Angst, hier meinen Stuhl zu rücken. So lasse ich es denn so gehen und habe für einige fünfzig Taler Zinsverlust das wunderliche Gefühl, daß mir irgend anderswo ein Garten in Laub und Früchte treibt, und kann mir auf dem inmitten aufgeworfenen Bauplatz vor dem Einschlafen mein Haus bald so, bald so zurechtbauen. Solange meine alte Mama lebt, denke ich selbstverständlich nicht ans Fortgehen. Und sie lebt noch immer, ist innerlich klar und lebendig, obwohl sie nur selten das Wort dafür finden kann; aber sie wird schwächer, und ob wir sie noch einmal zu ihren Blumen in den Garten hinunterkriegen, ist wohl kaum zu hoffen.

Mit Ihrem Einwand gegen meinen „Carsten Curator" haben Sie völlig recht; ich hatte ihn schon beim Schreiben, aber schrieb dennoch so.

Vor Weihnachten hatten wir auf besondere Veranlassung W. Jordan hier; er rhapsodierte

genau 1½ Stunden in unsrer Aula von Siegfrieds Abschied (zur Jagd) bis inkl. zu seinem Tode; und ich hörte das an. Aber Gott stehe mir in Gnaden bei! Was ist das für elendes Zeug! Eine kleine, bucklige Dame sagte (in betreff der Schilderung des Waldlebens), ihr sei gewesen, als wenn ein Noahkasten ausgekramt würde. Und diesen Mann nennen Literaturgeschichten den ersten, einen gewaltigen Epiker! Das Gewaltige liegt nur im Stoff; was er dazu getan, ist roh und doch sentimental, breit und kleinlich, und wo er eine Kraft einsetzen soll, da hat er keine; nur einmal schimmerte auf Hagens Lanzenspitze für einen Dreier Poesie. Der Mann schreitet übrigens ganz in dem Bewußtsein, daß reiche Hamburger ihre Säle mit Marmorreliefs aus seiner Dichtung zieren und seine Büste in Marmor hauen lassen. Als wir nach Hause kamen, lasen Ernst und ich, um uns von diesem Elend zu erholen, uns sofort Siegfrieds Tod in den alten „Nibelungen" vor; dann ging ich in eine Gesellschaft zu Jordans Ehren, wo der Wirt dessen Gesundheit als „ersten Epiker Deutschlands" ausbrachte und dann für den Rest des Abends mir als Sachkundigem den Gast überließ. Solche Gesellschaften will ich niemals wieder mitmachen. —

Dieser Tage hatte ich die Freude, daß meine achtzehnjährige Tochter Lucie (sie ist freilich Braut) sich ganz von Ihrer „Ursula" entzückt zeigte; auch auf sie hatte der Tod Zwinglis besonders gewirkt.

Gleichzeitig erklärte das unkindliche Geschöpf, daß sie meinen „Finger“ gar nicht nett fände; wogegen denn freilich bei solcher Gegenüberstellung nichts zu erinnern war.

Und nun — haben Sie nicht wieder irgend etwas, worüber es Ihnen gesellig ist, auch meine dumme Meinung zu hören? Man kommt dann so viel leichter wieder einmal zum Schreiben. Zum Sommer, wo ich meine „Wald- und Wasserfreude“ noch etwas flicken möchte, klopfe ich vielleicht einmal bei Ihnen an. Aber nicht wahr, Sie lassen bald einmal von sich und dem guten „Heinrich“ hören? Mir geht's ganz leidlich; nur daß ich, wie gesagt, meinen Lebensrest nun lieber anderswie als im Amte verbrauchen möchte. Meine beiden Keller-Leser, Ernst und Lucie, lassen sich Ihnen empfehlen, was Ihnen hoffentlich nicht gleichgültig ist; denn wenn man sich der Jugend bemächtigt, so ist ja die Unsterblichkeit immerhin wieder auf eine neue Generation gesichert.

Und somit, liebster Freund, möge Ihnen Trank und Speise munden und Ihnen Kraft und Lust zu allerlei Schönem und Tröstlichem auch in diesem Jahr verleihen! Ihr Th. Storm.

Heyses „Elfriede“ soll in Straßburg i. E. ja nur einen Achtungserfolg gehabt haben. Er referierte mir vor einiger Zeit auf meine Bitte — denn ich liebe dieses Werk — einmal ausführlich die ganze Theaterkalamität in puncto der „Elfriede“; und nun in Straßburg aufgeführt und

ohne Erfolg! Ob er nun nicht des Dramas müde wird? Vielleicht fehlt das Handfeste in seinen Dramen, was vor allen groben Fäusten stehen bleiben muß. Übrigens bekenne ich gern, daß ich von diesen Dingen nichts verstehe. D. O.

13. Keller an Storm.

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher ich seit Monaten mit einem Briefe an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen Entfernung, im hellen Mondscheine liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Schon seit dem Herbste habe ich den Salomon Geßnerschen zweiten Band für Sie bereit, den Sie einmal gewünscht haben. Das Jahrhundert,

das seit seinem Erscheinen verflossen war, und das ich durch die schöne Dedikation markiert habe, ist nun schon überschritten. Gleichwohl lasse ich's stehen und sende Ihnen das Buch zum freundlichen Angedenken und Vergißmeinnicht.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen; warten Sie aber, wo möglich, nicht zu lange, bis Sie bauen. Die Gesetzesänderungen, welche Ihnen so mal à propos noch auf den Hals fallen, soll auch der Teufel holen, so zweckmäßig sie sein mögen. Ich habe vor zehn Jahren etwas Ähnliches erfahren: Gerade als ich in mein Amt so voll eingeschossen war, daß ich Aussicht hatte, etwas Muße zu gewinnen, gab's eine trockene, aber radikale Staatsumwälzung, eine neue Verfassung wurde gemacht, infolgedessen eine Reihe neuer Gesetze, so daß ich neben den laufenden Geschäften zwei Jahre lang fast Tag und Nacht Schwatzprotokolle zu schreiben hatte, die nachher zur Interpretation dienen sollen, wenn die Herren nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Da war es denn mit der Dichterei wieder fertig, besonders da die zweite Staatsschreiberstelle auch abgeschafft wurde und ich als einziger und unteilbarer Skribax dastand, weshalb Ihre Adressen auch nicht mehr richtig sind. Ich möchte Ihnen bei diesem Anlasse auch belieben, fragliche Titulatur überhaupt abzuschaffen, sintemalen dieselbe in der knauserigen Republik keine Pension einträgt.

Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan hab ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Sigfried sagen zu hören: „Du bist lieber als Papa.“ Jordan ist gewiß ein großes Talent, aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahre lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und „schöner Mann“, und nun sah ich, wie die Beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können . . . Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten.

Über Paul Heyses dramatischen Unstern weiß

ich nichts Sicheres zu sagen, da ich mehrere seiner Stücke noch nicht gelesen und noch gar keines aufgeführt gesehen habe. Was ich kenne, ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein, ich habe auch das Gefühl, daß er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben. Es wäre vielleicht aber auch möglich, daß seine Sachen für die jetzigen Zustände einfach zu gut sind; doch wie gesagt, ich muß sie erst einmal recht durchlesen.

Ich für meine Person bummle jetzt im Geiste oft in seiner Nähe in München herum, da ich in der Tat mit dem Ende des grünen Menschen beschäftigt bin. Der Druck hat dieser Tage begonnen. Ich kann Sie, da Sie es wünschen, gleich um einen weiteren guten Rat angehen. Der Titel „Der grüne Heinrich" scheint mir nämlich immer an Skurrilität oder unfreiwilliger Komik zu leiden; auch erinnere ich mich wohl, wie sehr ein malitiöser Kritiker gesagt hatte, der Held dieses Romanes sei allerdings ein grüner Junge u. s. w. Hielten Sie es nun für tunlich, den Titel zu ändern und etwa zu sagen „Heinrich Lee" oder „Das Leben des grünen Heinrich", mit welch letzterer Wendung dann wenigstens das Wort „Roman" wegfallen könnte und das Ding schlechtweg ein Buch wäre. Oder hat Sie der bisherige Titel nie gestört?

[Es folgt eine Erörterung über Schriftstellerhonorare.]

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen.

Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!“ Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!“ Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: „Wer ist denn da wieder?“ (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) „Den nächsten Brief dieser Art“, schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht annehmen!“ — „Du wirst nicht des Teufels sein!“ schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Raus mit der Suppe!“ heißt's jetzt, „und stell sie in deinen

Ofen!" „Dort steht schon ein Topf; mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!" Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir s. Z. nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgend einen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln; er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!

Grüßen Sie mir biedermännisch Ihre beiden liebenswürdigen Kinder, denen ich für ihre gewogene Gesinnung alles Wohlergehen anwünsche, vor allem natürlich der Verlobten. Ich habe schon seit Jahren ein Novellenkränzchen projektiert, dessen Hauptträgerin Lucie heißt, d. h. vorläufig. Ich werde nun den Namen zu Ehren der Gönnerin der armen Ursula stehen lassen müssen, da es so schon eine kluge Person werden sollte und nun um so eher wird. Den „Finger" will ich Ihnen dafür doppelt rühmen.

Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vor-

wärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie mir schrieben, und an das wir vor der Hand nicht glauben wollen. Mögen Ihre Bäume lustig gedeihen und zugleich die Mama noch gute Frist gewinnen, daß Sie nicht wegziehen; so ist die richtige Spannung vorhanden, wie mir scheint.

Ihr G. Keller.

14. Storm an Keller.

Lieber Freund Keller!

Husum, 5. März 1879.

Ich schrieb neulich so einem Autographentiger „mit Postmarke" (das sind ja die schlimmsten): „Der schlimmsten Geister einer ist der Sammelgeist"; als ich aber gestern von Ihnen den schönen Band 2 vom alten Geßner empfing, da fühlte ich, daß ich doch selber jenem Geist auch etwas verfallen sei. Es hat mir überdies recht wohlgetan, daß Sie meinen einmal geäußerten Wunsch in so feinem Herzen aufbewahrten. Dank dafür! Nun gilt es nur, aus alten Buchbinderwerkstätten alte „Fi-" oder „Phileten" aufzutreiben, um meinen

ersten, bis dato nur broschierten Teil annähernd ähnlich gebunden zu kriegen. Das schöne Buch verdient es schon. — —

Wie ich zu dem mangelhaften Frankieren, d. h. zur Annahme gekommen, daß es nach der Schweiz einfach Porto sei, weiß ich nicht zu sagen, wohl aber, daß ich jedesmal nur so frankiert habe. Ich bin sonst selbst ebenso zornig über lüderliches Frankieren wie Ihr Frl. Schwester, der ich mich freundlichst empfehlen lasse. Sie hätten mir nur schon früher einen Puff geben sollen.

In betreff des „Grünen" gratulier ich aufrichtig und warte nun nebst Ernst und Lucie — die beide für den freundlichen Gruß danken — mit Spannung auf die neuen „Lucien-Novellen".

Den Titel für den „Grünen" anlangend, so bin ich zum Raten nicht frisch und unbefangen genug mehr in dieser Sache; nur bemerken möchte ich, daß das Buch doch, nachdem Ihr Publikum größer geworden, sich eines gewissen Namens erfreut. Ein Mittelweg wäre vielleicht gut; „Leben" oder „Heinrich Lee" klingt aber zu biographisch; sollte nicht angehen — nein doch wohl nicht! Ich wollte sagen: „Die Geschichte vom grünen Heinrich". Verfluchter casus mitunter, so ein Titel! Lassen Sie Heyse einmal seinen „Verschäl" sagen. Wenn mir noch was einfällt, schick ich's sofort per Karte.

Ihre Schilderung in betreff Jordan und Kinkel ist gewiß sehr richtig; im zweiten oder dritten

Bande seiner Gedichte fingiert „der schöne Mann“ sich als gestorben und läßt an seinem Grabe ein oder zwei junge Freiheitskämpfer dem Vaterlande Treue schwören. — Meine eigne arme Seele anlangend, so werden Sie meine „Wald- und Wasserfreude“ wohl schon jetzt in der „Rundschau“ gelesen haben; sonst, wenn die nicht an Sie kommt, sagen Sie's per Postkarte, und ich sende sofort einen sauberen Abdruck. Ich mache es freilich immer so gut, als ich kann, und wenn ich's auch dreimal auf den Kopf stellen soll; aber — mitunter reicht der Stoff nicht, mitunter die Kraft nicht. Und doch: „Wollt Ihr Poeten sein, so kommandiert die Poesie“; und es gefiel dem alten Goethe so, daß Schiller, der ja für seinen Haushalt des bedurfte, meinte, daß er wohl drei (oder waren's zwei?) Dramen jährlich leisten könne. Leisten! Das gefiel ihm so wohl als Zeichen des soliden Kraftgefühls. Nun, wir Kleinen sollen uns so was freilich nicht vermessen; namentlich wenn wir ins 62ste gehen und dazu noch justizreorganisieren sollen.

Und somit und mit herzlichem Gruße genug für heute.

Ihr alter Th. Storm.

Übrigens sind es nicht drei, sondern nur zwei Geschichten (außer der „Wald- und Wasserfreude“ der nur reichlich einen Bogen lange „Finger“), die ich in den letzten fünf Vierteljahren fertiggestellt.

15. Keller an Storm.

Zürich, 25. März 1879.

Schon seit Wochen habe ich Ihre „Wald- und Wasserfreude“ genossen, liebster Freund, und noch immer fällt es mir plötzlich ein, daß die arme Kätti ja in der Welt herumirre, und wie es ihr wohl gehen möge. Dieses spurlose Verschwinden der Heldin Ihrer Geschichte ist echt tragisch und zugleich neu, auch allseitig richtig herbeigeführt; wäre der Wulf Feddersen etwas kernhafter und interessanter oder der Vater Zippel weniger lächerlich, so wäre der Verlauf ein andrer geworden, damit aber die Geschichte um die Pointe gekommen. Da also das alte Rätsel des Warum wieder neu illustriert ist und die Geschichte sich im einzelnen gut und kurzweilig, sogar mit Spannung liest, so hätten Sie nach meiner Meinung das melancholische Motto weglassen sollen. Dasselbe ist übrigens selbst ein gutes Zeichen; denn sobald einmal der Schriftsteller schwach wird, so wird er's erst recht nicht eingestehen und hütet sich, solche Andeutungen zu machen. Nun wollen wir den „Finger“ noch erwarten.

Für den ersten Band des Geßner müssen Sie keinen Buchbinder tribulieren. Ich habe denselben und werde ihn nachsenden, sobald ich in der Laune bin ein Paketchen anzufertigen, was nicht immer der Fall ist. Ich glaubte Sie im Besitz eines gebundenen Exemplares gleicher Art und Abstam-

mung; da das meinige, das ich aufgetrieben, wie an den ursprünglichen Schutzpapierchen vor den Radierungen zu sehen, offenbar nie gelesen worden, so nahm ich an, es habe s. Zt. eine gebundene Auflage existiert, sintemal ich schon lang ein ähnliches Exemplar hatte.

Die Titelfrage des „Grünen Heinrich“ hat mein Verleger unversehens gelöst, indem er den ersten Band fertigstellte samt dem alten Aushängezeichen. — — —

Jetzt wünsche ich Ihren Pflanzungen guten Frühlingsanfang und so viel Strebsamkeit, daß Sie noch unter dem Schatten der jungen Baummannschaft dichten und trachten können.

Herzlich grüßend Ihr G. Keller.

16. Storm an Keller.

Husum, 20. September 1879.

„Augen, meine lieben Fensterlein“,
dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der „Rundschau“ und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Mal und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität.

Wollen Sie auch den Eindruck wissen, den mir die andern Stücke gemacht haben?

Nr. 1. Gehört das nicht mehr in eine Geschichte der Geisteskrankheiten, so gut es auch vorgetragen ist? Nr. 2. Ist mir zu leicht und für leichte Ware nicht durchweg anmutig genug; um die etwas unappetitliche Haar- und Bartgeschichte unterzukriegen, bedarf es einer größeren Wucht. Nr. 4. Im einzelnen sehr schön und voll poetischer Anschauung; mir im ganzen aber nicht klar und einheitlich genug. Wie kommt der Dichter dazu, den Tod zu bitten, ihn seine Dichtersünden nicht büßen zu lassen? Der ist ja doch nur der Exekutor. Und wie kann der Dichter sich darüber freuen, wenn der Tod dahinfährt, um seine schönsten Gebilde zu vernichten? Ist die so erkaufte Spanne Leben nicht zu teuer? Oder will der Dichter ihn nur narren, und glaubt er selber nicht an das Leben seiner Gebilde auf einem andern Sterne? — Es scheint mir das nicht recht herauszukommen.

Doch — Sie sagen, ich nehme es zu strenge mit dem Lirum Larum! Ich bestreite das; denn die reine Freude, die ich und andre an Ihrem „Abendlied" gehabt haben — nicht nur Freude, etwas viel Tieferes —, und die ich daran noch öfter haben werde, beweist mir, daß ich in diesem Punkte recht habe.

Im nächsten Heft der „Rundschau" werden Sie mein Neuestes, „Eekenhof", lesen, das in betreff der Ökonomie des Ganzen wie der Aus-

führung ein ziemlich heikel Ding gewesen ist. „Es klingt wie eine Sage", diese ersten Worte bestimmen Stimmung und Gangart; es mußte so aus dem Nebel herausgetuscht und, wenn es mir zu nahe auf den Leib rückte, kräftig wieder zurückgeworfen werden. Manche gedachte oder schon geschriebene Szene wurde hinter die Kulissen geschoben und dann darauf hingearbeitet, daß nur die Reflexe davon vor dem Zuschauer auf die Bühne fallen. Ich bin einigermaßen begierig, wie es Ihnen gefallen werde. Zu Weihnachten erhalten Sie die kleine Ernte des vergangenen Jahres, sauber in ein Büchlein zusammengesperrt.

Das nächste Jahr wird mich wohl von Husum nach dem schönen, grünen Dorfe Hademarschen übersiedeln sehen, um dort auf geräumigem, schon zum Garten angepflanztem Grundstück meine Altersvilla in bescheidenem Maße, aber wohnlich aufzubauen. Mein Grundstück hat schöne, blaue Wald- und Wiesenfernen und liegt in der Mitte, sechs Minuten etwa von jedem, zwischen zwei hübschen Orten, dem genannten Dorfe, wo der nach mir kommende, mit einer Schwester meiner Frau verheiratete Bruder wohnt, und dem gutsherrlichen Orte Hanerau. Die Eisenbahn nebst kleinem Bahnhof ist unweit von meinem Besitztum.

Am 28. Juli dieses Jahres starb nach schwerem Todeskampfe meine alte, im Herzen noch so jugendfrische Mutter, 82 Jahre alt, und das vom Urgroßvater erbaute Familienhaus ist zum Kaufe

ausgeboten. Da ich mit meinen Kopfnerven im Streit liege und bei fortgesetztem Widerstand zu viel Terrain zu verlieren fürchte, so habe ich vorläufig Urlaub genommen und werde hoffentlich vor Neujahr noch ganz die Amtskarre niedersetzen können. Leider muß ich zuvor mein Haus hier verkaufen, was nicht so leicht sein dürfte.

Von unserm Freund Heyse erhielt ich Anfang August eine Karte aus Alexanderbad, die recht niedergeschlagen klang. „Ich buchstabiere Hoffnung, werde sie aber wohl nicht wieder vom Blatt lesen lernen.“ Aber er ist gegen uns beide ja noch ein Jüngling, und es kommt hoffentlich noch die Woge, die ihn wieder hebt.

Und was treiben Sie denn, lieber Meister Gottfried? Haben Sie schon Hand an den beabsichtigten Novellenzyklus gelegt, von dem Sie mir einmal schrieben, oder sind Sie noch immer „grüner Heinrich“? Seien Sie es nicht zu lange; denn noch trinkt Ihr Auge von dem „goldnen Überfluß der Welt“; aber es ist doch das „Abendfeld“, auf welchem Sie, wie auch ich, nur noch zu wandeln haben. — Ihren „Landvogt Landolt“ las ich neulich einer jungen Mädchenschar von zwanzig bis herab zu zehn Jahren; aber Jungfrauen, Kinder und Backfische hörten mit lautlosem Eifer und quälten am andern Abend um die Fortsetzung, als wir am ersten Abend nicht zu Ende kamen. Ich akzeptierte diesen Erfolg mit Freuden, für das junge Volk wie für die Dichtung.

Und nun, wenn Sie einmal in der Stimmung sind ein Paket zu machen, oder noch lieber, auch wenn Sie es nicht sind — denn ich wenigstens tue es stets unter Knurren und Seufzen, und wenn's für die Liebsten ist — also, dann packen Sie einmal den Paßband zum Geßner und senden ihn mir; denn der andre sieht mich doch immer etwas traurig durch die Schrankscheiben an. Für den Fall, daß Sie kein Interesse haben, dagegen meinen desgleichen nur broschierten Band zurückzuerhalten, würde ich meinem jüngsten, ärztlichen Bruder, dem Dr. Aemil Storm hier, damit eine Freude machen, der sonderbarerweise erst neulich diese Bilder bei mir sah und sich ganz darin vernarrte.

Sonntag, d. 14. d. M., an meinem Geburtstage, war Freund Petersen aus Schleswig mit seinem achtjährigen Töchterchen einen Tag bei uns; er hat mir einen Gruß zur Bestellung an Sie hinterlassen, den ich hiemit ausrichte.

Da ich richtig frankieren werde, so darf ich Sie auch bitten, mich Ihrer Schwester freundlichst zu empfehlen. Ich verspreche auch, in dieser Beziehung, trotz abnehmender Geisteskräfte, allzeit prompt zu bleiben.

Nicht mehr heute!

Herzlich Ihr Th. Storm.

17. Keller an Storm.

Zürich, 20. Dezember 1879.

Es ist nun genug des Ärgernisses, liebster verehrtester Freund, und ich will mich endlich hinter das Packen machen. Dem Geßnerschen Bande fehlt leider ein Rückenschildchen, das Sie selbst etwa dem andern Bande konform herstellen lassen können. Ihren broschierten Band geben Sie natürlich dem Herrn Bruder, ich brauche ihn nicht.

Jetzt lassen Sie mich zuvörderst meine herzliche Teilnahme an dem Verlust Ihrer sel. Frau Mutter aussprechen. Sie ist um so aufrichtiger, als ich annähernd ähnlich erlebt habe, was man bei solchem Todesfalle in eigenem vorgerücktem Lebensalter empfindet. Die lange Gewohnheit des Besitzes, der nun doch ein Ende nimmt, verbunden mit der Gewißheit der nun näherrückenden Nachfolge, läßt uns alte Waisenknaben die Situation ernster ansehen, wenn wir auch nicht so viele Tränen vergießen wie die jungen. Gerade weil wir längst der materiellen Hilfe des Mütterchens nicht mehr bedurften, wirkt das Wesen des Abscheidens um so reiner und energischer auf uns ein.

Der Verkauf des Familienhauses will mir, der ich mich in Mietwohnungen herumtreiben muß, nicht recht einleuchten. Ich habe als Beamter fünfzehn Jahre lang in solch altem Hause eine Dienstwohnung gehabt und mich der weitläufigen Flure, alten Öfen u. dgl. erfreut und wäre gern darin

geblieben. Allein, Ihr tapferer Entschluß steht jedenfalls höher als jene Romantik, und Ihnen ist die Landschaft, die Sie beschreiben, sowie die freie Himmelsluft doppelt zu gönnen. Ich wünsche Ihnen volles Glück zum letzten Abschnitt Ihres Lebens. Möge der Vorhang spät fallen!

Wie Ihre Popularität bereits zu Abenteuern Anlaß gibt, können Sie aus beiliegender Nummer eines hiesigen Blattes sehen, das ich Ihnen aufbewahrt habe: Sie werden schon von Fälschern aus dem Dänischen übersetzt und von den in der Diaspora lebenden Verehrern erkannt. Dergleichen passiert einem Unpopulären nicht!

Ich habe Ihnen noch nichts über den „Finger“ geschrieben, den Sie nun umgetauft haben. Im Anfang dünkte mich das Biergeschäft, das zu Grunde liegt, etwas prosaisch; allein, die stramme Komposition und die sehr gute Peripetie der Novelle ließen mich das bald völlig vergessen und alles als sachlich zugehörig und harmonisch ansehen.

Der „Eckenhof“ vollends läßt Ihre Kraft im ungebrochensten Lichte erscheinen bezüglich der Färbung, Stimmung sowohl als der Erfindung, Durchführung und Charakteristik. Da Sie öfter einzelne Arbeiten dieser Art herausgeben, so hätte ich nur gewünscht, Sie hätten einiges, das Sie unterdrückten, doch in die Ausführung aufgenommen und das Werklein dann als einbändigen Roman für sich publiziert. In Summa, die Aussichten Ihrer gewonnenen Mußezeit scheinen mir auf gute

Sterne gerichtet zu sein. Lassen Sie mich auch ein bißchen nach denselben mitgucken!

Die Aufnahme meines kleinen Abendliedes bei Ihnen hatte mich schon in einem Berichte unsers Freundes Petersen vergnüglich angesprochen und mich, wie die menschlichen Dinge sind, um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die paar Ströphchen entstanden sind. Wir können nun aber nicht, wie Sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort. Ich muß daher bei allem Danke für Ihre freundlichen Winke noch etwas von dem Übrigen zu retten suchen. Die Schwurgerichtsgeschichte soll keinen kriminalwissenschaftlichen Fall darstellen; es handelt sich nur um den erbärmlichen Tod des friedlichen Jüngelchens, das musizierend durch den Wald ging; der schien mir poetisch, und soll's darüber hinaus noch eine Pointe geben, so ist's der unbefriedigt gebliebene Spieltrieb eines finstern Bengels, der so unbedenklich zum Morde greift, wie ein Macbeth 2c., denen es um Thron und Krone zu tun ist.

Das Machwerklein mit dem Tod ist eine harmlose Neckerei gegen das schöne Geschlecht, ein kleines Vexierzeug. Der Dichter schickt den Tod einfach in die Erdbeeren, wie man hier sagt, nämlich dahin, wo man weiß, daß das Gesuchte nicht zu finden ist. Wollen wir solche Scherze zergliedern, so hört der Spaß natürlich auf. Was

den Tod als Richter betrifft, so wird er in dem Passus ja absichtlich pluraliter angeredet, also mit und in ihm die Mächte, die hinter oder über ihm stehen. — Der Bartstutzer ist mißraten, weil ich das ursprüngliche Motiv im Stiche ließ. Es sollte nämlich der Gute, indem er die weißen Bartflocken (nicht etwa Rasierschmutz!) dem Winde gibt, sich seufzend gestehen und geloben, nun sei es mit aller Lieb und Buhlschaft vorbei, worauf die Vögel kommen und das fliegende Bartwesen zum Nestbau holen. Ich fürchtete aber, man könnte mir diese Wendung als eine törichte Empfindung auslegen, und ließ sie fahren. Warum soll aber das Ding unappetitlich sein? Ist denn der Nesterbau der lieben Vöglein nicht hundertfach Gegenstand zierlicher Idyllen und Liedlein? Oder denkt man denn gleich an beschmutzte Wäsche, wenn man das weiße Linnen eines Brautschatzes besingt? Da sehen Sie nun! Hätten Sie nicht Ihre Kritik mit einer logischen Daumschraube abgeschlossen, so würde ich mich jetzt nicht so lächerlich geschwätzig aufführen! Aber ich hoffe, Sie fahren ein andermal fort! Hier habe ich gar niemand, der mir was sagen kann.

Paul Heyses Zustand ist mir rätselhaft; er hat in ungefähr Jahresfrist einen Band der schönsten Verse gemacht, und doch soll er fortwährend krank sein. Vielleicht bringt eben das angegriffene Nervenwesen eine solche selbstmörderische Fähigkeitssteigerung mit sich. In diesem Falle habe ich gute

Nerven, bin dabei aber ein ungeschickter Kopf. Spaß beiseite, glaub ich fast, es räche sich, daß Heyse seit bald dreißig Jahren dichterisch tätig ist, ohne ein einziges Jahr Ableitung oder Abwechslung durch Amt, Lehrtätigkeit oder irgend eine andre profane Arbeitsweise genossen zu haben. Ein Mann wie er, der wirklich zu konsumieren hat, wird und muß hierbei selbst mitkonsumiert werden; es ist nicht wie bei einem Drehorgelmann. Aber man darf ihm nichts sagen; es ist zu spät; er muß sich trotz alledem erholen oder aufbrauchen. Auch Tieck und Gutzkow ist diese Lebensart nicht gut bekommen, ohne daß ich übrigens unsern idealen Paulus mit solchen literarischen Erzpraktikern vergleichen will.

Sie haben auch ein mysteriöses, wenigstens mir unverständliches Gedicht in der „Rundschau“ gehabt, fällt mir eben ein, das mir aber trotzdem gefiel und imponierte; ich hab es mir auf meine Weise zurechtgelegt.

Mein alter Roman zieht sich mit dem Schluß noch in den Januar hinüber. Drei Bände sind erschienen; die Kälte macht mir seit Wochen eine Unterbrechung im konstanten Schreiben, sonst wäre ich jetzt mit allem fertig; so kann ich nur peripatetisch so etwas tun; ich bringe meine luftige Wohnung dies Jahr kaum auf zehn Grad R., was der Teufel nicht ahnen konnte, als ich sie vor fünf Jahren mietete. Ich mag niemanden über das Buch befragen und schick es Ihnen erst, wenn's fertig da liegt, ohne daß Sie's zu lesen brauchen.

Die Novellen werden schwerlich vor dem April künftigen Jahres erscheinen. Natürlich habe ich inzwischen vieles daran gedacht und projektiert, auch ist ein artiges Stück Schrift vorhanden.

Verleben Sie mit den Ihrigen eine fröhliche Julzeit. Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen bestens und hat mit Befriedigung das richtige Porto Ihrer Briefe wahrgenommen. Leider hat sie jetzt andre Kämpfe; sie muß mit mir über das in die Öfen zu steckende Holz sich herumzanken, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig geht, die Einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein „schönes Restchen Holz“ vom Winter übrig habe. Und das in einem solchen Mordswinter! Sie friert natürlich nie, weil sie nie still sitzt.

Ihr G. Keller.

18. Storm an Keller.

Husum, 27./30. Dezember 1879.

Lieber Freund Keller!

Am Nachmittage des Weihnachtsabends, da es schon dunkelte, kam meine schlanke Siebenzehnjährige zu mir ins Zimmer: „Nun ist auch noch ein Paket aus Zürich auf dem Zoll; wie schändlich, daß wir es nicht mehr kriegen können!“. Und so war's; Ihren lieben Brief, der so zur richtigsten Zeit eintraf, konnte ich erst am Sonnabend nach dem Fest lesen. Freundlichen Dank nun für die

Vervollständigung meines Geßner; das Rückenschildchen wird schon aufgesetzt. Auch mein Bruder Doktor läßt bestens danken; er hat viel Freude an solchen Sachen, wie wir denn beide auch gern Chodowiecki-Ausgaben sammeln. Übrigens las ich heute in Grillparzers Selbstbiographie (meine Frau schenkte mir die Gesamtausgabe zu Weihnacht): „Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will." — Von Grillparzer, nebenbei bemerkt, hat mich das „Esther"-Fragment, das ich den Meinen vorlas, wahrhaft entzückt. Die beiden Akte sind übrigens ein abgeschlossenes Ganze.

Auf Ihren „Grünen" bin ich denn doch trotz alledem begierig, wenn ich auch wohl gleich Freund Petersen, der diesmal, leider, im Fest nicht bei mir einkehren konnte, hie und da über die Purifikation einiger Partien etwas Schmerz empfinden werde, wenngleich man nichts dagegen sagen kann.

Daß Sie noch nicht in Besitz meiner drei letzten Sachen sind, rührt daher, daß die Oktavausgabe, welche für männliche Freunde und Gesippte bestimmt ist, erst nach Neujahr erscheinen wird. In puncto „Finger" und „Eekenhof" hat unser Paulus mir fast ebenso geschrieben; besonders für letzteren tritt er ganz energisch auf und spricht von meiner Unverwüstlichkeit, die wesentlich jedoch

in einer vorsichtigen Benutzung der denn doch sparsamer werdenden guten Stunden besteht. —

Augenblicklich und seit Anfang August, wo ich „Eekenhof" abschloß, ist mir, als wäre es mit dem Steigenlassen der bunten Irisbälle — Sie sehen, ich borge schon bei guten Freunden — überhaupt für mich vorbei. Doch das gibt sich wohl, wenn ich erst wieder festen Grund unter den Füßen habe. Jetzt soll ich erst bauen — ich bewohne während des Baujahrs eine recht nette Etage von sechs Zimmern in dem Dorfe Hademarschen, worin man sich allenfalls behelfen kann — und zunächst vor allem meine Pensionierung betreiben. Eine schöne Geschichte, wenn man mich (d. h. mit Pension) noch nicht wollte laufen lassen; denn mein hiesiges Haus ist verkauft, und auf meinem Hademarscher Grundstück piept schon die Pumpe, Kalk ist gelöscht, Bausteine liegen bereit!

Was Sie von dem Verkauf des alten Familienhauses sagen, so steht es bei mir so: ich glaube, die Übernahme desselben könnte für mich geradezu gefährlich werden; ich bin zu alt dazu. Ein solches Haus darf man vielleicht nur übernehmen, wenn man demselben noch das Gepräge eines neuen, frischen Lebens aufdrücken kann; jetzt, fürchte ich, könnte das Gespenst der Vergänglichkeit, das für mich in allen Ecken sitzt und auf allen Treppen schleicht, mich leicht erdrücken. Für ein neues Haus, um das die freien Lüfte spielen, habe ich hoffentlich noch genug Jugend in mir und um mich.

In betreff unsres Heyse haben Sie es ganz genau getroffen; eine Lebensarbeit, die fortdauernd Phantasie und Empfindung in Anspruch nimmt, hält nur ein Riese von Gesundheit aus; wer weiß, ob auch Schiller andernfalls sein Leben nicht höher gebracht hätte! Er schrieb mir vor ein paar Jahren — es war in dem Jahre, als er außer vielem andren seine Dramen „Elfriede“ und „Königsmark“ schrieb —, als es mir nicht besonders erging: „Wie bin ich herunter gewesen, und wie bin ich jetzt in Flor gekommen!“ Aber es dauerte eben nicht lang; es folgte die jetzige Periode, wo denn der Tod des Knaben noch hinzukam. Er selbst schrieb mir, daß er sich „Die talentvolle Mutter“ und „Die Romulusenkel“, die ich nicht kenne, gewaltsam abgerungen, aber es sich zugeschworen habe, nichts wieder zu schreiben, wobei er nicht sein Ganzes einsetze. Der Band Gedichte allerdings bildet den günstigsten Abstich zu der vorigen Sammlung; aber Heyse schreibt dergleichen leicht, leichter vielleicht, als wir beide uns das vorstellen können. Denn ich fühle wohl, daß Sie in der Art des Produzierens einige Verwandtschaft mit mir haben. Im übrigen würde ich es auch jetzt kaum wagen, ohne eine gewisse regelmäßige hausbackene Arbeit meine Abnahme zu beziehen; und die soll darin bestehen, daß ich an vier Werktagen meiner elf- und meiner vierzehnjährigen Tochter (Dodo und Dette, will heißen: Friederike und Gertrud) Unterricht erteile. Ich denke, nach fran=

zösischer Grammatik und derlei Dingen soll die Einkehr in die Poesie schon wieder schmecken.

Mein qu. Gedicht anlangend, so hat die Überschrift „Einem Toten" wohl Sie wie andre irregeführt. Es gilt keinem bestimmten Falle, wenn es auch durch solchen hervorgerufen ist; ich habe darin nur den Eindruck niederlegen wollen, den der Anblick eines Gestorbenen — ich glaube, im wesentlichen auf jeden — macht, und wogegen es keine Rettung als den des Glaubens an ein Wiederaufleben in einem andern Zustande gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist.

Ihre Gegenkritik hat mich nicht ganz überzeugt. Ich kann mich insbesondere nicht damit zufrieden geben, daß der Dichter sich dabei beruhigt fühlt, den Tod von sich auf die schönen Gestalten seiner Poesie zu hetzen. Ich meine aber, es gibt eine Wendung: rief ich, der Poet, sie wirklich ins Leben, wohl über mich, über die hast du keine Macht! Dann kann, wie Sie es so einzig schön gesagt haben, er weiter „spielen in des Lebens Fluten". Doch ich will nicht weiter nörgeln.

Ein wahrer Trost ist es mir, daß heute am Abend des 30., wo ich diesen Brief schließe, ein wahres Frühlingstauen durch die Welt geht. Das ist ja entsetzlich, 10 Grad R.! Ich lasse mich Ihrer verehrten Schwester freundlichst empfehlen und kann tiefst mit dem kleinen Holztriumphe sympathisieren; aber da möchte ich für den Züricher Poeten denn

doch Fürbitte einlegen, zumal das vom Stapellaufen des „Grünen“ damit zusammenhängt.

Das Briefkastenstückchen habe ich mit Behagen genossen. Als ich Anno 53, da ich in Preußen Unterschlupf suchte, bei Heyses Schwiegervater Kugler logierte (er war vortragender Rat im Kultusministerium), kam er eines Vormittags mit Akten zu mir herein. Ein Musiker hatte um den Musikdirektortitel angesucht auf Grund einer beigelegten Komposition. Die begutachtenden Sachverständigen hatten nun schon ein älteres, gedrucktes Musikstück beigelegt. Es war wörtlich dasselbe. Ich glaube, der Mann ist noch nicht Musikdirektor.

Mit unsrer Weihnachtsstimmung stand es diesmal etwas dürftig, obgleich der Tannenbaum mit aller Hauskunst geschmückt war. Aber die Unruhe des neuen Lebensplanes, die toten Fenster in dem alten Elternhause, und dann — mir fehlte mein Jurist, der Ernst, der, nachdem eine Lungenentzündung ihn in seiner Examensvorbereitung fast ein halbes Jahr gestört hat, jetzt eben in Kiel, wo er die Universitätsbibliothek benutzt, mit der zweiten und letzten schriftlichen Abhandlung fertig geworden ist. Dann muß er nach Berlin zur Absolvierung des mündlichen — hoffentlich geht alles gut.

Und nun, liebster Freund, für heute Schluß. Möge das neue Jahr uns und den Unsrigen gnädig sein, und mögen auf beiden Seiten auch wieder einige Irisbälle steigen! Ohne das, ganz ohne das geht's doch kaum.

Ich grüße Sie herzlich. Möchten wir doch einmal im Leben uns die Hände schütteln können! Von mir zu Ihnen und Heyse ist's doch gar zu weit. Ihr Th. Storm.

19. Storm an Keller.

Husum, 3. Januar 1880.

Zur Verständigung. Heute nacht fiel's mir in betreff der „Schönen, Guten“ plötzlich ein, daß der Tod deshalb in die Erdbeeren gehetzt wird, weil sie bloße Phantasiegebilde sind und die Jagd daher vergeblich ist. Verleitet durch die vorhergehenden Worte „Zu verderben bin ich nicht, bis jene sterben“, hatte ich in blinder Hartnäckigkeit daran festgehalten, daß eben die dichterischen Gestalten als die eigentlich resp. ewig lebendigen vom Verfasser vorausgesetzt wären. Daher also. — Und nun erst verstand ich das Ding als eine Neckerei der irdischen Schönen.

Freund P[etersen] kam denn noch vorgestern vormittag, am Neujahrstage, und blieb bis gestern nachmittag. Er war recht still — Sie wissen, daß er am Herzen leidet und eine schlimme Zeit kürzlich durchgemacht hat —, als ob er dem Leben nicht recht mehr traue. Doch ist vielleicht sein Übel nicht von der schlimmsten Art; er soll jetzt massenhaft Chinin gebrauchen, wodurch ein ähnlicher Fall ganz beseitigt sein soll. Er dachte auch gleichwohl

an eine neue Sommerreise, mit dem Wunsche, Sie dann wieder aufzusuchen.

Ihr Th. Storm.

20. Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau (Schleswig-Holstein), 9. Juni 1880.

Lieber Freund Keller!

Obstehend sehen Sie meine neue Adresse; Abschied vom Amte, von Husum, Hausverkauf und Umzug liegen hinter mir. Es war eine wenig angenehme Zeit, die hinter mir liegt; daneben war auch noch mein Sohn Ernst vorm großen Staatsexamen; jetzt ist das vor acht Tagen glücklich überstanden, und mit einem Kommissorium als Hilfsrichter in der Tasche hält er erst etwas Ferien und treibt sich mit seinen Schwestern, Vetter und Basen — denn ein wohlbegründetes brüderliches Haus haben wir ja auch hier — in Feld und Wald umher. Hoffentlich haben Sie, lieber Meister Gottfried, während der langen Zeit meines Schweigens keinen Strich über den gewissen Th. St. gemacht; ich werde nun schon öfter einmal etwas von mir hören lassen.

Zurzeit sehe ich aus einer geräumigen Interimswohnung dem Baue meines kleinen Landsitzes zu. Neulich war Richtefeier, wobei der

Meistergesell oben vom Gebälk herab einen prächtigen alten Bauspruch tat; hiebei und vorher, als die von vier Jungfrauen überreichte große Blumenkrone unter das Dachgerüst hinaufschwebte, wurde mir altem Narren ganz weich ums Herz, und es überlief mich, daß ich altes gebrechliches, aus so leicht zerstörlichem Faser- und Gewebewerk bestehendes Wesen noch ein so großes steinernes Haus aufrichten lasse, in dem sich ohne Anstand ein Jahrhundert lang wird wohnen lassen. Doch das ist nur ein Überflug; für gewöhnlich freue ich mich der schönen, weiten Räume mit weiter Schau ins Land hinein, worin ich noch manchen lieben Gast, und vor allen auch den „grünen Heinrich", d. h. dessen Verfasser, insoweit er es nicht selber ist, eines guten Sommertages zu empfangen hoffe. Am Abend jenes Tages gab ich ein großes Richtebier; ich setzte mich zwischen meinen beiden Meistern, dem Maurer- und Zimmermeister, hielt eine schöne Erwiderung an Meister und Gesellen und war meiner schleswig-holsteinischen Leute, unter denen ich mich bei solcher Gelegenheit immer wohl befinde, herzlich froh. Unsre Frauen und Töchter waren nicht zurückgeblieben und machten ihren Ehrentanz mit den wackern Handwerksleuten.

Im übrigen gebe ich meinen jüngsten Töchtern einige Stunden, wobei ich selber etwas klüger werde, schreibe Petersen zu Gefallen, der das Tragische nicht leiden kann, eine kleine, freundliche Geschichte, die wohl nächstens in der „Rundschau" zutage

kommen wird, und wüte, oft im ganzen Familienschwarm, in meinem fast zu großen Garten mit Hacke und Gießkanne gegen Unkraut und Dürre, von welcher Beschäftigung ich nicht wieder zu Staatsgeschäften gerufen zu werden hoffe.

Zum Herbst, d. h. etwa 20. oder 24. August, gedenke ich meine lang projecktierte Reise nach Berlin auszuführen, um die vielen Beziehungen dort persönlich wieder aufzufrischen; erst denke ich etwa acht Tage bei unsrem gemeinschaftlichen Bekannten L. Pietsch zu bleiben, dessen Wohnung jetzt eine wahre Schatzkammer an Kunstgegenständen sein soll; dann bei einem Freunde in andren Kreisen. Können Sie — ich denke etwa drei Wochen dort zu sein — nicht auch dahin kommen?

Anbei denn endlich auch die letzten drei Novellen in anständiger Buchform.

Und nun lassen Sie auch mich von Ihnen etwas hören; das Endchen Leben wird ja immer knapper. Wie weit ist der Novellenzyklus quaest.? Kommt er in der „Rundschau“ zutage und bald? Lassen Sie mich nicht warten, lieber Freund! Von Heyse habe ich auch mea culpa seit lange keine Nachricht; doch schrieb ich auch ihm dieser Tage.

— — Neben mir sitzt jetzt mein kritisches alter ego, der junge Assessor, und liest das Manuskript meiner „Söhne des Senators“, macht auch bis jetzt ein ganz fröhliches Gesicht dazu. — Also, liebster Freund, wir bleiben die Alten, und Sie kommen zum Herbst nach Berlin! Empfehlung an

Ihre verehrte Schwester! Der Assessor bittet, einen Gruß von ihm anzunehmen.

Ihr Th. Storm.

Ich soll Ihnen von meinem Assessor noch einen speziellen Dank sagen; an seinem Geburtstage, Ende Januar, wo er mitten in seinen Examensarbeiten in Kiel saß, hat er zu stiller Feier sich Ihre „Leute von Seldwyla" geholt und ist den ganzen Tag bei Ihnen zu Gast gewesen, wobei er sich aufs köstlichste bewirtet gefunden hat.

21. Keller an Storm.

Zürich, 13. Juni 1880.

Liebster Freund! Schönen Dank für Ihren Brief und die schöne Gabe, die ich vergnügt neben die übrigen Stormssöhne stelle. Eigentlich war ich Ihnen einen Brief schuldig; denn Sie haben mir zuletzt eine Korrespondenzkarte geschickt. Um so liebenswürdiger ist es, wenn Sie nicht so genau nachrechnen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu allem Guten, was Sie erleben: Hausbau, Richtemahl, Freiheit der Muße, Selbständigkeit des Sohnes, für dessen freundliche Gesinnung ich dem Herrn Assessor wiedergrüßend danke. Möge er ein glücks- und ehrgesegneter Magistratsherr werden! Wenn Petersen

Sie zu einer heiteren Novelle veranlaßt hat, so sei er dafür gelobt; denn Ihre heiteren Geschichten sind ebenso anmutig vollendet wie die melancholischen, und das ist ja der Spaß in der Sache.

Meine Novellen sollen im Oktober in der „Rundschau“ anfangen, weshalb ich auch schwerlich im August nach Berlin kommen werde, so verlockend es wäre, mit Ihnen dort zusammenzutreffen. Ob ich Ihren Ludwig Pietsch kenne, weiß ich nicht recht. Vor 25 Jahren habe ich einen Maler Pietsch im Hause des Franz Dunker gesehen, aber ich bin nicht gewiß, ob es mit dem seither renommiert gewordenen Zeichner und Schriftsteller die gleiche Person ist, scheint es aber nun doch zu sein.

Mein Schicksalsbuch rückt endlich doch seinem Abschluß entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das einfachste und glücklichste gewesen; allein, es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten, und selbst gegen

das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erfährt man das roheste materielle Räsonieren und Drängeln von seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den „Wilhelm Meister" liegen lassen, ein Schiller den „Geisterseher" ganz abbrechen, ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich nicht mit den beiden vergleichen soll; allein, sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.

Doch ist es undankbar, daß ich Sie in Ihrem Gartenleben bei Harke und Gießkanne jetzt mit schlechten Literaturlaunen belästige. Es geht mir sonst gut, und ich lasse mir an der Gesundheit nichts abgehen. Petersen hat sich bis jetzt nicht sehen lassen, ist also wohl zu Hause geblieben. Nächstens werde ich ihm auch schreiben. Da ich doch noch die See sehen sollte und von jeher ein Gelüste nach der Nord- und Ostsee, besonders wo die Ufer bewaldet sind, empfand, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß ich einmal bei Euch beiden auf einen Tag vorbeispringe. Indessen will ich mich nicht mit unbestimmten Projekten beladen.

Heute war der junge Dr. Töniges (so, glaub ich, nannte er sich) bei mir und brachte mir Ihren Gruß. Er kam bei kühlem Regenwetter; hoffentlich wird's morgen besser.

Ich will Ihnen doch dieser Tage die drei er-

schienenen Bände des „Grünen Heinrich" schicken, da der vierte bald kommt, ohne daß ich Sie damit im Unterrichten Ihrer Töchter stören will, dem ich besten Erfolg wünsche. Die eigentliche Neuschreibung beginnt mit dem neunten Kapitel des dritten Bandes, S. 120, sofern Sie etwa doch hineinsehen wollen.

Heute steht in der Zeitung, in Berlin gehe das Gerücht von Bismarcks Demission. Für die auswärtigen Freunde und ideellen Anhänger des Reiches fängt es doch an beunruhigend zu werden, daß die Dinge sich nicht schicken zu wollen scheinen und keine durchschlagende Geistes- und Gemütseinigkeit aufkommt, zumal bei dem albernen Wesen, dem die Hauptstadt zu verfallen scheint. Dazu die fortglimmende Kommune in Frankreich u. s. w., so daß mich zuweilen die trübe Befürchtung ankommt, unser beider Dichten und Trachten könnte des gehofften sonnigen Nachsommers verlustig gehen. Doch sind das egoistische Schrullen; die Dinge müssen durch- und ausgelebt werden!

Meine Schwester bedankt sich höflich für Ihren freundlichen Gruß. Meinerseits bitte ich, mich den weiblichen Genien Ihres Hauses und Gartenlandes empfehlend weiß anstreichen zu wollen und samt wohldenselben frisch und munter zu bleiben.

Ihr getreuer Gottfried Keller.

22. Storm an Keller.

Hademarschen, Sonntag, 20. Juni 1880.

Schade, liebster Keller, daß Ihr Brief am letzten Mittwoch nicht ein paar Stunden früher kam; denn kurz vorher waren Petersen und Wilhelm Jensen nach 24stündigem, höchst behaglichem Besuche von hier wieder abgereist; der erstere wird indessen brieflich seinen Gruß erhalten. Zu Ihnen kommen wird er diesmal nicht; doch klagt er schon, daß er das Unterlassen seiner Frühlingsreise körperlich empfinde. Wenn ich nicht seine etwas hypochondre Natur in Anschlag brächte, so würde es mich ängstigen, daß er — übrigens auf eigene, ärztlich nur genehmigte Verordnung — stets Eis auf dem Herzen trägt, auch hieher mit sich führte. Man sollte doch gern noch zusammenbleiben; der Kreis ist nicht zu groß. — Von Heyse hatte ich gestern Brief aus Alexanderbad bei Wunsiedel; er meint, daß es ihm etwas besser geht und hat allerlei Eisen im Feuer; vorläufig kastriert er den „Ariost“ nach der Kurzschen Übersetzung in usum delphini mit Doréschen Bildern. — Uns, d. h. mich mit der Meinen anlangend, so werden wir Mitte September in Berlin sein, vielleicht bis gegen Ende des Monats bleiben. Den Gedanken, uns hier zu besuchen, aber mit Weile, den halten Sie fest; Sie sollen in meiner bescheidenen Villa von Frühling 1881 an — wenn noch zu atmen vergönnt ist — menschenwürdig quartiert werden. Auf die Bände Ihres

„Grünen" freue ich mich und werde gewiß lesen, da meine kleine Arbeit abgesandt ist. Ich habe dann zwei solche Umarbeitungen im Schranke; auch Mörikes „Nolten". Es tut einem manches weh beim Lesen; die persönliche (d. h. in bezug auf den Autor) und die künstlerische Teilnahme treten in den Vordergrund. Im Schranke steht das Neue bei den alten Originalen, und man steht oft davor in langem Sinnen. Die Karte ist voll.

Ihr Th. Storm.

23. Keller an Storm.

Zürich, 1. November 1880.

Lieber Freund und Tempesta!

Ich muß doch die vier Bändchen endlich abschicken, ehe sie zu altbacken werden, was zum zweitenmal sich nicht reizend ausnimmt.

Wie haben Sie in Berlin und seither zu Hause gelebt? Gewiß vergnügt und gesund, und hoffentlich ist Ihr Tuskulum auch für Herbst und Winter gut, d. h. mit den entsprechenden Reflexfähigkeiten versehen. Mit den „Söhnen des Senators" habe ich mich vergnüglich wieder einige Stunden in Haus und Garten der bekannten Biederstadt Husum aufgehalten und zu meiner Zufriedenheit von neuem gesehen, wie Sie an Straffheit und Kraft der Komposition und Darstellung eher zu- als abnehmen. Immer empfinde ich das Gelüste, einmal

in solcher Weise etwa eine einbändige längere Geschichte von Ihnen zu lesen, freilich nur aus dem materiellen Grunde, länger dabei sein zu können. Denn sonst sind dergleichen Wünsche töricht und unberechtigt.

In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bißchen der Mühe wert erscheinen zu lassen. Von den neuen Novellen habe ich schon ein Stück Manuskript an Rodenberg gesendet. Er will im Januar damit anfangen.

Paul Heyse ist im September und Oktober zweimal einen Abend hier gewesen mit Frau und Kind. Er war ziemlich gesund und munter, dagegen klagbar über den schwachen Erfolg seiner dramatischen Tätigkeit. Es ist allerdings nicht recht begreiflich, wie mehrere seiner Gestalten nicht begierig von den Schauspielervirtuosen kultiviert werden, was gewiß nur zu ihrem eigenen Vorteile gereichen würde. Allein, man kann nicht alle Sterne zwingen.

Dann habe ich mich über eine andre Klage gewundert: nämlich daß in Deutschland die lyrische und andre Poesie jetzt wirklich mißachtet und ignoriert sei, Männer geradezu sich schämen, Gedichte zu lesen 2c. Ich hielt das für einen Jammer junger und alter Poetaster, angesichts der furchtbaren Dichterhallenwut, erfahre aber nun, daß

Heyse von Zeitschriften schon Dichtungen zurückgewiesen worden oder wenigstens schwierig behandelt worden sind, weil die Verleger in ihrer Schlauheit der „Zeitstimmung“ Rechnung trügen.

Dergleichen Mißstände rühren mich allerdings nicht besonders; mögen die Leute es halten, wie sie wollen. Allein ich begreife, daß ein Mensch wie Heyse, der so viel Freude an glücklicher Produktivität hat, sich durch so schnöde Teilnahmlosigkeit verletzt sieht.

Grüßen Sie mir bestens Ihr junges Volk, was sich davon vorfindet, und auch sich selbst in meinem Namen als Ihr dermalen leidlich lebender

Gottfried Keller.

24. Storm an Keller.

Hademarschen, Dienstag, 14. Dezember 1880.

Lieber Freund Keller! Vergeltungsunfähig nach Empfang Ihres schönen und gewichtigen Geschenkes stehe ich vor Ihnen da; aber ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe zunächst nun den dritten Band von S. 121 gelesen; ich nahm ihn zur Hand, als ich in mir die Stimmung empfand, in ruhiger Betrachtung mit dem Autor Menschen und Dinge sich vor mir entfalten zu sehen, und da habe ich ohne alle Störung von dem Gelesenen einen recht bedeutenden Eindruck empfangen. In der Darstellung des Künstlertreibens,

das von der Aphroditischen und der silbernen Agnes eine so reizende und erwärmende Beleuchtung erhält, haben Sie eine weise und resolute Beschränkung eintreten lassen. Was sich um den Abschied aus dem Mutterhause herumgruppiert, an Personen und Szenen, finde ich ganz vortrefflich, die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen.

Ich stimme, soweit ich überhaupt schon eine Meinung haben kann, ganz mit dem verständigen und feinfühligen Manne, der das Buch in dem letzten „Rundschau“-Heft besprochen hat; inwiefern seine „leicht zu hebenden Fehler“ wirklich vorhanden, werden Sie selbst, nachdem der Finger darauf gelegt worden, am besten erkennen; mir fehlt noch die Übersicht. Die Verjüngung der Judith hat er nicht moniert. Das eine monitum, daß, wenn das Buch (von dem Helden des Romans nämlich) zu so verschiedenen Zeiten zc. abgefaßt sei, sich dies notwendig in der Darstellung spiegeln müsse, — haben Sie, wie mir scheint, tatsächlich widerlegt, da Sie, der Autor, ja einen großen Teil des zweiten Teils wirklich in so viel späterer Zeit geschrieben, ohne daß, wie mir scheint, ein erheblicher Unterschied in der Darstellung sich ergäbe.

Den vierten Band, der also ganz neue Gestalten zu den früheren enthalten soll, habe ich mir bis nach Neujahr aufgespart. Am liebsten möchte ich dann das ganze Werk in seiner Neugestaltung den Meinen vorlesen, wenn nur meine verbrauchten Nervenstränge nicht so oft ein Veto einlegten; denn

erst dann würde ich ja eine bestimmte Empfindung darüber erhalten, wie sich der zweite Teil in seiner Neugestaltung zum ersten fügt. Ich kann nicht sagen, daß ich bei meinem — allerdings längst dahinterliegenden — Lesen des alten Buches die Notwendigkeit eines tragischen Ausganges empfunden hätte; mir kam vielmehr der Schluß gewaltsam, fast wie durch äußere Umstände herbeigeführt vor. Um zu erfahren, ob meine damalige Empfindung noch heute für mich gilt, muß ich freilich noch einmal von vorne lesen, was ich nicht unterlassen werde, wenn ich hier erst mehr zur Ruhe bin, — falls es nicht schon vorher geschähe.

Daß Sie mitunter widerstrebend in dem alten Reichtum gearbeitet haben, begreife ich übrigens sehr wohl, zumal es sich hier so wesentlich um Zuständliches handelt, was — nach meiner Erfahrung wenigstens — in der Darstellung, besonders in der Anordnung, unbequemer zu bewältigen ist, als wo es sich um eine schneidig durchgehende Handlung handelt.

Aber ich nehme für heute von Ihnen Abschied; trotz des draußen fegenden Schneesturms muß ich erst noch einmal (es ist neun Uhr morgens) nach meinem zehn Minuten entfernten Hause, wo jetzt die Öfen gesetzt werden, und dann, so Gott will, fast zwei Stunden Eisenbahn mit meiner Frau Do zu einer Mittagsgesellschaft nach Neumünster im Hause ihres Bruders, der eine ganz eigen peremtorische Art hat, seine Nächsten, und wenn sie auch

noch so entfernt sind, zu seinen übrigens solennen Tafelfesten einzuladen. — Und siehe da, während ich dies schreibe, fällt ein Sonnenschein vom Himmel.

23. Dezember. Schon wieder ein groß Stück Leben fort seit jenen letzten Worten und dem gemütlichen Feste, wo der Schwager liebe Verwandte von Ost und West zusammengebracht hatte. Ich bin in den letzten Tagen ganz Weihnachtsmann gewesen; zweimal ist der Kinderwagen — wir besitzen noch einen solchen, obgleich die Dodo schon zwölf Jahre zählt — mit Paketen zu der Poststation gefahren; in dem einen befanden sich Ihre Züricher Novellen, die ich, damit er poetisch-episch, lyrisch und dramatisch zugleich angefaßt werde, nebst Scheffels „Frau Aventiure“ und unsres Hebbels „Nibelungen“ meinem jüngsten Bruder Aemil, dem Husumer Doctor med., zu Weihnachten beschere. Heute mittag kommt Ihr Verehrer, mein Jurist Ernst mit seiner Braut. „Lieber Vater,“ schrieb er mir vor einigen Wochen, „ich habe mich mit einem ganz armen, siebzehnjährigen blonden kleinen Mädchen verlobt“; und ich antwortete ihm: „Du schlägst nicht aus der Art, mein Junge; sei sie herzlich uns willkommen!“ Und so kommen sie denn. Übrigens höre ich von dieser kleinen Blonden, sie sei heiter, gut und klug; das sind die besten Gaben, die eine Frau dem Manne mitbringen kann, gar nun meinem tüchtigen, aber etwas hypochondren Zweitgeborenen. Heute abend kommt denn auch mein Musikus, der uns den „Douglas“

und „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd“, vorsingen soll. Da nun sich in meinem brüderlichen Hause hier sieben Kinder, zwei Töchter und fünf Söhne, bis auf einen sämtlich große Gesellen, zum Fest versammeln, so mögen Sie sich, liebster Freund, den Weihnachtstrubel vorstellen, dem ich und meine Frau Do zwar freudig, aber doch mit einer gewissen Sorge in puncto unsrer alten Köpfe und sonstigen mit feinen Nerven gesegneten Glieder entgegensehen.

Wär's nur in dem neuen, geräumigen Hause, aber das kommt ja erst zum Mai in Gebrauch. Ihrer fürsorglichen Frage in betreff der Wintertauglichkeit meines „Tuskulum“ Rechnung tragend bemerke ich, daß die Mauern, an sich tüchtig, an den beiden Wetterseiten (West und Süd) mit Schiefer völlig bedeckt und die neun Zimmer sämtlich mit je einem tüchtigen Ofen versehen sind. Es ist völlig trocken in die Höhe gekommen und nach Osten teilweise durch eine große Veranda, nach Westen durch Hof und Hintergebäude gedeckt; so ist es sogar ein besonders warmes Haus. Darauf habe ich schon geachtet; ich baute es ja für einen alten Mann. Sollten Sie also zum Winter, d. h. 1881/82, wieder in Zürich frieren, so kommen Sie nur zu uns; Sie sollen warm Quartier haben. Lieber aber noch kommen Sie in schöner Sommerzeit; kommen Sie im nächsten Sommer; es sind ja zwei in Schleswig-Holstein, denen Sie durch Ihr Kommen eine herzliche Freude machen würden.

Von jenem Zweiten, unserem P[etersen], der in puncto Weihnachten ebenso ein Kindskopf ist wie ich, erhalte ich in der letzten Woche fast täglich Brief, Karte oder Sendung; dann eine Paganini-Karikatur, Gedichte seiner Kinder, die der Onkel Storm lesen sollte, und die ich nach Kräften erwidert habe, dann Zuckerpuppen für den Tannenbaum, wie sie in unserer Jugend waren, und wie er endlich heuer ein Paar erwischt hat, Goldfäden zum Bespinnen des Baumes, eben wieder ein Paket, wobei er guten Appetit wünscht, das aber bis morgen uneröffnet bleiben soll. Draußen im Flur steht schon eine prächtige Tanne, ihres Festschmuckes harrend, an dem heut abend die ganze Familie arbeiten wird; zuletzt steckt dann mein Jurist den von ihm erfundenen, von Petersen jedesmal bewunderten „Märchenzweig" hinein, d. h. einen ganz vergoldeten Zweig der Lärchentanne, der sich in dem dunkeln Grün geheimnisvoll genug ausnimmt. Nun will ich noch eine Karte an Westermann schreiben, daß er Ihnen mein „Hausbuch" — Sie besitzen es ja noch nicht — sende; und dann lege ich die Feder nieder und arbeite mit am Weihnachtsbaum. — —

Von unserem Heyse hatte ich einen langen Brief aus Paris, auch mit der Dramenklage. Ich glaube, daß die feinen Züge in Heyses Dramen, die im Lesen wirksam sind, schon durch den rein äußerlichen Spektakel einer Aufführung verloren gehen; und doch — ich begreife es auch kaum. Die

„Elfriede“ — mein Ernst, der neulich hier vorflog, erzählte mir, daß er sie in seinem Tondern vorgelesen, und daß nach Beendigung eine so lange Stille gewesen, als habe man sich von dem Eindruck der Dichtung gar nicht wieder befreien können. Von den letzten Novellen las ich „Die Hexe vom Corso“ und „Die Rache der Vizgräfin“; das strömt ja nur wieder so, unverkennbar aus größerer Fülle als bei den vorhergehenden. Bei der „Hexe“ bleibt trotz der trefflichen Arbeit aber doch ein unbequemer Bodensatz, und in dem andern Stück wird der Konflikt auch wiederum mit den Geschlechtsorganen — ich bitte Heyse übrigens für diesen zynischen Ausdruck um Verzeihung — ausgefochten. Ich habe oft genug darüber gegen ihn plaidiert; aber er kann nicht los davon. Nun, mich stört es nicht, wenn er nur nicht, wie im „Paradies“, alle Wände einschlagen und alle berechtigten Formen zerbrechen will; aber ihm schadet es, und das tut mir leid, denn ich hab ihn lieb.

Die Grüße an das junge Volk sind bestellt, und sie hören sie immer gern. Zu Neujahr kommen denn in der „Rundschau“ Ihre neuen Novellen. Möge Ihnen noch manches Jahr so mit einem Zeichen neuen Schaffens beginnen, und möge auch mir noch eine kleine Reihe vergönnt sein, um Ihrer freundlichen Teilnahme und der der anderen Freunde noch eine kleine Weile froh zu werden.

Und dann einen herzlichen Gruß Ihrer getreuen Schwester, in deren fürsorglicher, wenn auch

etwas strenger Obhut ich Sie so gern gesichert weiß.

Frau Do und meine Jugend grüßen mit!

Ihr alter Th. Storm.

Neulich begegnete ich Ihnen in einem viele Pfunde schweren Album, das jener Leipziger Sekundaner die Unverfrorenheit hat umherzuschicken; ich schrieb mich dicht hinter Ihnen ein; das war mir wie ein stiller Gruß. Heyse fand ich nicht — ob er's dem Jungen abgeschlagen? Dagegen strahlte Jordan in seiner ganzen Herrlichkeit.

25. Keller an Storm.

Zürich, 11. April 1881.

Mein lieber, geehrter Freund und alter Landvogt! Es berührt mich ein wenig kurios, Ihren reichen und guten Brief, den Sie mitten in den Freuden der Weihnachtszeit geschrieben, erst jetzt, da die Bäume ausschlagen, zu beantworten. Doch will ich mich nicht lange entschuldigen, Sie kennen ja das Leben! — Vor allem danke ich Ihnen für das „Hausbuch", das ich mir längst bestellen wollte und nun zu so guter Zeit erhielt. Ich habe es gleich zum großen Teile durchgelesen, Bekanntes, und was mir noch neu war, und nehme es öfter in die Hand; denn es ist richtig: der Geist des Ordners, der in einem solchen Buche haust, erweckt

Stimmung und macht einem manches Alte neu. Daß J. G. Fischer im Register, aber nicht im Texte erscheint, werden Sie wohl wissen.

Um die nämliche Zeit passierte mir ein tragikomisches Malheur. Ich hasse nämlich das Herausgeben von Anthologien, zusammengebettelten Jahrbüchern und Almanachen durch ganz junge Leute, welche mit einigen schlechten Versen debütiert haben und sich nun mit diesem Mittel nachhelfen und in den Mund der Leute bringen wollen. Solche Knaben, an einem gewissen Vormittage noch keiner Seele bekannt, treten am Nachmittage infolge des Staubes, den sie mit Briefewechseln und allen möglichen Zudringlichkeiten aufzuwerfen verstehen, bereits als eine Art von Führern auf und werden von anderen Hohlköpfen noch am gleichen Abend schon zitiert. Es ist lächerlich, sich an dergleichen zu ärgern, solange es einen nichts angeht; wenn man aber damit geplagt wird, tut man's doch. So hatte ein junger Mensch namens Z . . . mich in Zürich schon mit einem Bändchen ziemlich wertloser Gedichte malträtiert und durchaus ein Anerkennungszeugnis auspressen wollen. Zuletzt begnügte er sich Schritt für Schritt mit der mündlichen Äußerung, daß einige der Gedichte doch nicht so übel seien, und indem er diese abgezwungenen Worte . . . feierlich konstatierte, notierte er sich meine Anerkennung zum ewigen Vorhalt. Ein paar Monate später verlangt er schon meine Mitwirkung für eine Anthologie, die er herausgebe.

Ich sollte ihm meine verschollenen Gedichtbändchen schicken und eine Auswahl darin selbst bezeichnen u. s. w. Ich ersuchte ihn, von meinen lyrischen Sünden für jetzt Umgang zu nehmen, da ich in der Redaktion und Zusammenstellung einer Sammlung begriffen und alles sich im Umguß befinde. Ich könne mithin in diesem Augenblicke nicht noch unkorrigierte, schlechte Lesarten verzapfen. Zur Erledigung hätte ich aber keine Zeit. Nun drohte er mit einer Anzeige, d. h. Denunziation in der Vorrede seines anthologischen Werkes und wies darauf hin, daß sich die Ersten und Besten nicht entzogen haben, daß ein Theodor Storm ihm mit Rat und Tat freundlich an die Hand gehe, kurz, es war kein Loskommen, und ich überließ ihm, sich aus den Sachen, die in letzter Zeit in der „Rundschau" standen, etwas auszusuchen. Im Unmute schrieb ich ihm, es werde bei dem fortgesetzten Überwuchern dieses unberufenen Anthologienwesens eine Zeit kommen, wo dasselbe ähnlich beurteilt werde wie früher der Nachdruck, wenn auch nicht im rechtlichen Sinne, so doch im moralischen &c. Sie wissen also, wie's gemeint ist, liebster Freund, wenn der Mann mich bei Ihnen etwa mit dieser Äußerung verzeigt haben sollte, wie er erst vorhatte, mich in der Vorrede zu verzeigen.

Auf Ihre Weihnachten zurückzukommen, so schreibt oder schrieb mir auch Petersen von dem goldenen Lärchenzweig, der Erfindung Ihres Sohnes, wovon ich schon früher gehört. Nun weiß ich aber

noch immer nicht, wie er das Wunder herstellt, ohne daß die Zierlichkeit des Nadelwerkes zu Grunde geht? Wird der Zweig auf galvanoplastischem Wege vergoldet oder in eine Flüssigkeit getaucht, die z. B. Gummi arabicum enthält, und nachher mit Goldpulver bestreut, wie es die Maler brauchen ꝛc.? Das Technische ist mir in der Vorstellung an der Wirkung des Zweiges eine Hauptsache; doch stört es mir den Schlaf nicht, da ich selbst leider keine Christbäume zu besorgen habe.

Jetzt werden Sie wohl in Ihrem neuen Hause sitzen, das so warm und solid eingerichtet zu wissen mir eine Freude ist, obgleich ich es kaum sehen werde. Ich bin in neuester Zeit in die Laune geraten, im Lande zu bleiben und die näherliegenden Naturwinkel, die ich noch nie gesehen, aufzusuchen. Am liebsten bliebe ich zuweilen wochenlang im Hause, wenn ich nicht der Bewegung wegen ausgehen müßte.

Ihre tröstlichen Bemerkungen zu dem „Grünen Heinrich“ waren mir aufhellend und vergnüglich, besonders was die neuen Zutaten betraf. Ich hatte ein böses Gewissen. Namentlich wegen des Zwiehans und seines Schädels, dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person, hätte ich Strafe verdient; indessen habe ich die feine Andeutung, welche in Ihrem „die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen“ liegt, wohl verstanden. Der Kritiker in der „Rundschau“ hat mir gerade nicht

zugesagt. Derselbe (Otto Brahm) hat an anderer Stelle die philologische Methode noch verkehrter angewendet, indem er die alte und die neue Ausgabe meines Buches mit A und B bezeichnete, wie alte zu vergleichende Codices, um meine Selbst-Verballhornung nachzuweisen, während er die Hauptfrage der Form: Biographie oder nicht? gar nicht berührte oder dieselbe ignorierte. Diese Frage umfaßt nämlich auch die andern nicht stilgerechten epischen Formen: Briefform, Tagebuchform und die Vermischungen derselben, in welchen nicht der objektive Dichter und Erzähler spricht, sondern dessen Figurenkram, und zwar mittels Tinte und Feder. Hier ist der Punkt, wo die Kritik einzuspringen hat und der Schreiber den formalen Handel verliert. Diese Untersuchung ist aber nicht eine (dazu unwichtige) textkritliche, sondern eine rein ästhetische Sache und Arbeit und führt zu anderen Gesichtspunkten ꝛc.

Sie werden die kleine Erzählungsreihe in der „Rundschau" bemerkt haben und ohne Zweifel einiges darunter wiederum als nach Lalenburg heimatgenössisch erkennen; allein, ich kann nicht helfen, diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern, und ich muß noch einmal auf einen technischen Ausdruck zu ihrer Bezeichnung denken.

Doch, was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt wie die Verlobungsanzeige

des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters! Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan. Ein halb verrückter und verhungerter Schulmeister in Oberbayern schickte mir ein kleines geschriebenes Heft Gedichte mit den bekannten Petita und dem Gesuch um schleunige Beschaffung von 200 Mark. Zur größeren Aufmunterung legte er Briefe und postamtliche Beweisstücke bei, wonach Emanuel Geibel vor einem Jahre auch 200 Mark spendiert hat. Da ich schon einen Fall kannte, wo Geibel auf eine indiskrete Bettelei hin für einen seither verstorbenen Poeten auch gleich Hunderte gesandt hatte, so ersah ich, daß derselbe Mann seine Stellung als Primus in wahrhaft ritterlicher Weise ehrt, und das in aller Stille, und vor einer derartigen Vornehmtuerei habe ich die größte Hochachtung. Mein Schulmeister aber bekommt von mir nicht 200 Mark, gerade weil er mit dem Geibelschen Geschenke weitergeht, und zwar nicht auf die bescheidenste Weise.

Das kolossale Album des Leipziger Sekundaners hat Sie also auch heimgesucht. Ich bin auf dem Punkte gewesen, dasselbe unbeschrieben oder mit einer Grobheit versehen, zurückzuschicken:

denn diese Sache fängt an, unheimlich zu werden mit dem Schülerpack, wenn man Pakete machen, versiegeln und mit den nötigen Deklarationen versehen soll!

Von Paul Heyse habe ich nach Neujahr auch einen Brief gehabt, den ich bis jetzt habe liegen lassen, weshalb ich nicht viel von ihm weiß, als daß er rastlos tätig ist. Von seinen neueren Novellen kenne ich nur noch zwei, die Hexe und die Sängerin von ich weiß nicht mehr. Bei jener hätte allerdings das Metier, von welchem die schöne Gestalt zu leben scheint, entweder vermieden oder dann deutlicher verarbeitet werden sollen. So erscheint es als etwas, das nicht der Rede wert sei. Übrigens hatte Heyse damals schon wieder ein oder zwei Dramen fertig, z. B. einen sterbenden Alkibiades.

Von Ihnen habe ich etwas angekündigt gesehen und freue mich darauf, die ersten Früchte Ihres neuen Gartenlandes zu kosten. Herzlich danke ich für den freundlichen Gruß an meine Schwester, die aus einem enger werdenden Halse immer schwieriger zu schnaufen hat. Ich muß deshalb die schöne Höhe, auf welcher wir seit sechs Jahren wohnen, bis zum Herbste verlassen und eine andere Wohnung suchen. Empfehlen Sie mich bei Gemahlin und Kindern aufs neue und lassen Sie mich mein Schweigen nicht zu lange entgelten, ohne sich aber Zwang anzutun.

Ihr Gottfr. Keller.

26. Storm an Keller.

Hademarschen, Haus Storm,
am letzten April 1881.

Mit diesem Briefe, lieber Freund Gottfried, setze ich zum erstenmal in meinem eigenen neuen Heim die Feder an. Ich allein bin nur noch eingezogen und sitze nun endlich wieder, umgeben von allen meinen Büchern und zu mir gehörigen Kram, in alter Behaglichkeit. Mein Zimmer liegt oben in der Nordostecke; es würde sehr hell sein; aber matt-resedagrüne Tapete und schwere Jutevorhänge geben dem Ganzen ein behaglich gedämpftes Licht. Nach Norden nur ein schmales Fenster — ich wollte die schöne Fernsicht auf den vorstoßenden Wald im Mittelgrunde und weiterhin auf das im Spätherbst oft prächtig überschwemmte Tal der Gieselau nicht missen; ich sitze, auf den Knieen schreibend, „Bein gedeckt mit Beine", an einem der Ostfenster, und, wenn ich aufblicke, schaue ich in die mit weichen Nebeln überdeckte Frühlingsferne. Ich bekenne: mir ist in diesem Augenblick recht wohl zu Sinne. Um drei oder vier Tage werde ich auch wohl das Leben der Fa-

8. Mai, Sonntag morgen.

„milie um mich haben", wollte ich schreiben, da erfaßte mich der Umzugstrubel und riß mich fort; jetzt aber sitze ich wieder, wie vor acht Tagen.

Um nun zunächst den jugendlichen Z... ab-

zutun, so schrieb ich ihm auf die Zusendung seiner Gedichte, daß ich eines und die Hälfte von einem andern nicht übel fände, daß das andere aber dummes Zeug sei, was er dankend einzusehen schien. Dann kam er mit seiner Anthologie; „ich warnt' ihn, doch er blieb dabei, daß er die Straße kenne“; dann schickte er mir, dreimal etwa, abgeschriebene und gedruckte Gedichte anderer, mit der Bitte um Rat, was aufzunehmen, besonders auch von zwei Brüdern X., und ich mußte ihm nach bester Überzeugung antworten, daß das unreifes, wüstes Zeug sei, oft dunkel empfundenes großes Wollen, kleines Können; der junge Anthologist wollte mit seiner Anthologie offenbar auch was Rechtes, aber er hatte kein Urteil, was ja überhaupt, besonders im Punkt der Lyrik, so unglaublich selten sich findet; das Ohr für den Naturlaut fehlt. Als Ihr Brief ankam, lag eine vor zwei Stunden geschriebene Karte an Z . . . auf meinem Tisch, worin ich ihm ad 1 anempfahl, seine Anthologie noch ein halb Dutzend Jahre in den Schubkasten zu legen; ad 2 mir aufs ernstlichste verbat, meiner in der Vorrede auch nur mit einer Andeutung zu erwähnen. Seitdem hat der junge Gesell nicht mehr geschrieben. Übrigens sind seine Gedichte, auch in der „Rundschau“ — der das nicht geschenkt sein soll — gelobt; die Sachen der Gebrüder X., glaub ich, werden in den Himmel erhoben, statt daß man diesen jungen Knaben, wenn auch mit aller Liebe, die Rute auf den bloßen Steiß geben sollte.

Dieser Tage wurde ich von der Wiener Studentenschaft oder einem Teil derselben um ein Exemplar meiner opera omnia für ihre Bibliothek gebeten; wahrscheinlich werden Sie dieselbe Bitte erhalten haben; dem muß man ja wohl Folge geben; Heyse hatte auch schon geleistet.

Nun noch den von meinem Juristen Ernst erfundenen „Märchenzweig“ anlangend — er wird im Winter, also blätter- oder nadellos, von der Lärche gebrochen, so daß er jedoch möglichst viel Nebenzweiglein und Zapfen (Tannäpfel) hat, ungefähr von der Länge der Tannenzweige, worin man ihn hineinstecken will, und dann, was einigermaßen mühsam, ganz mit Schaumgold überzogen. Der goldene Zweig im dunkeln Tannengrün macht eine ganz geheimnisvolle Wirkung; die kleinen Knötchen, womit die Lärchenzweige überzogen sind, erhöhen dieselbe. Ich gebe Ihnen zur besseren Dauer dies schriftliche Rezept, obgleich unser dessen ja auch kundiger Petersen in diesen Tagen seinen großen Zug nach Süden angetreten hat und auch bei Ihnen vor Anker gehen wird, alswann ich ihn zu grüßen bitte. — Leid tut es mir fast, daß Sie meinen jungen Freund Dr. Tönnies nicht etwas näher haben kennen lernen; nächst, seinerzeit, Theodor Mommsen, ist er der bedeutendste junge Mann, den ich in meinem Leben gefunden habe, dabei ein Junge, ich weiß nicht, ob „nach dem Herzen Gottes“, aber jedenfalls nach dem meinen; der intimus meines Juristen und voll treuer Liebe für mich;

ist auch von Kiel aus, wo er den Winter dozieren wird, schon hier gewesen. Doch das nebenbei.

Den vierten Teil Ihres „Grünen" habe ich seit meinem letzten Briefe auch gelesen und ohne das Gefühl auch nur einer einzigen Länge; Sie haben — so viel sehe ich — resolut beschnitten und dafür diese entzückende kleine Wienerin hineingebracht, die, wie Erich Schmidt — oder wer sonst — so hübsch sagt, „auf Liebe und Arbeit schwört". Ich habe alles mit dem tiefsten Behagen gelesen; das Allegorische in der Schädelgeschichte hat mich nicht gestört; die Anschauung des tatsächlich Gegebenen ist so kräftig, daß wenigstens ich das Allegorische darin beim Lesen nicht als etwas Beabsichtigtes, sondern als etwas aus dem Tatsächlichen beiher sich von selbst Ergebendes empfunden habe. (Mir selbst ist dergleichen oft in die Feder gelaufen; von dem „Scharmuzieren mit den Schatten" in „Im Sonnenschein" und der weißen Wasserlilie in „Immensee" ist es noch durch manches andere weiter zu verfolgen.)

In dem „Rundschau-Aufsatz" hat mir das über Sie im allgemeinen Ausgesprochene so wohl gefallen; über die Kritik des „Grünen" in specie, da ich die alte Ausgabe vor 25 Jahren und beim Schreiben meines Briefes von der neuen nur Band III von S. 120 an gelesen hatte, konnte ich kein Urteil haben. Ich muß erst die ersten Teile des letzteren lesen, um Ihre Bemerkung, ob Biographie oder nicht? übersehen zu können, was

hoffentlich im Lauf des Sommers geschieht. Nur eines möcht ich bemerken, ohne zu wissen, ob darin etwas von einer Antwort auf Ihre Frage liegt: der Entwicklungsgang des Helden ist so ein individueller, daß die biographische Form naheżuliegen scheint.

Das Kurze und Lange der Sache bleibt aber jedenfalls, daß das letzte Drittel Ihres guten Buches doch erst durch die Umarbeitung was Rechtes geworden ist.

Sonntag, 15. Mai: „Und so fließen unsere Tage!“ Mittlerweile erhielt ich eine Karte von Petersen aus Zürich, und darin, daß Sie seit Ihrer letzten Begegnung um fünf Jahre jünger geworden seien. Sollte mich auch wundern, wenn's nicht so wäre. Dieser rosig frische Zyklus der neuen Novellen, wer das schreibt, der muß zu der Quantität Jugend, die ihm dazu eigen sein muß, dadurch noch ein gut Teil hinzugewinnen. Sie sollen dafür hoch gepriesen und bedankt sein. Damit Sie nun sehen, wie sehr mir das von Herzen kommt, so sollen Sie auch Ihre richtig vorgeahnten und daher wohl gerechten Schelte bekommen, und zwar ohne alle Umschweife. Wie, zum Teufel, Meister Gottfried, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergötzliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren früheren Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher, possenhafter Herabgekommenheit vor-

führt! Hier stehe ich nicht mit dem Hut in der Hand und sage: „Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen!“ Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl bedacht, das muß vor der Buchausgabe heraus. Wissen Sie, was mir hiebei nach Ihren Worten: „diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern,“ was mir dabei einfiel? Ich habe Ihren „Grünen Heinrich“, da ich zu Ende war, mit recht wehem Herzen fortgelegt, und ich saß noch lange, von dem Gefühl der Vergänglichkeit überschattet. Ihre liebsten Gestalten, der Grüne und Judith, Landolt und Figura Leu, lassen, wenn die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Das sind ganz lyrische, ich möchte sagen: biographische Ausgänge; und da hab ich mich gefragt: Ist das der Punkt, der Spalt, der jene „befreiende“ Späße aufwirft? Sie brauchen mir nicht zu antworten; nur als ein herzlich Wort bitte ich es aufzunehmen, sei es nun klug oder dumm gesprochen. — Im übrigen — als ich die ersten Blätter begonnen, erschien mir die Anlage ein wenig künstlich präpariert; ich sagte mir: das ist auch so im „Lear“, und bald fing es denn auch an, zu blühen und zu rauschen, besonders von da an, wo er bei der Lucie einreitet; ich habe alles dann mit ganz glücklich machendem Behagen gelesen. Einige kleine monita sind mir wohl beige-

fallen, z. B. dieser Gelehrte ist ein außerordentlicher Weiberkenner; z. B. weshalb verhehlt das arme Weib des Bruders Besuch? Der Geliebte ist ja in die Verhältnisse eingeweiht. Aber das quält mich weiter nicht; die letzte Novelle geht ja ganz den Schritt der altitalischen Novellistik, und das paßt trefflich zum Stoff. Wo, zum Teufel, Meister Gottfried, haben Sie all das Zeug hergenommen? Da man bei monatlichen Bissen und Greisengedächtnis das Ganze nicht so festhalten kann, so übersehe ich jetzt am Schluß nicht, in welch festem oder losem Zusammenhang das Ganze mit dem „Sinngedicht" steht; wird mir beim Wiederlesen wohl aufgehn.

Und nun zum Schluß — hat Petersen Ihnen nicht die norddeutsche Reise wieder lieb gemacht? Einmal sollten wir uns doch noch die Hände schütteln.

Empfehlen Sie mich Ihrer treuen Schwester und trösten Sie sie, nach dem „socios habuisse malorum", mit mir, der ich — ich denke, durch das Engerwerden der Nase — seit fast zwei Jahren keine Blume, keinen Frühling, keinen Herbst mehr riechen kann. Die Meinigen erwidern bestens Ihren Gruß.

Ihr alter und getreuer Th. Storm.

27. Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau,
Sonntagmorgen, 14. August 1881.

Lieber Meister Gottfried!

Ich habe eben mit einer alten Besuchsfreundin, der circa 20jährigen Gesellschafterin meiner alten Mutter, über Ihren „Landvogt von Greifensee" geredet, den ich ihr zu ihrer großen Erbauung zum Lesen gegeben, und das hat mir das Herz erregt, daß ich Ihnen rasch einen Gruß senden muß. Tröstlich fällt dazu eben aus dem Regenhimmel der erste Sonnenschein in meine Kammer. Mich verlangt nach meinem letzten Briefe nach einem Wort von Ihnen; um acht Tage will Heyse, der seit einigen Tagen schon in einem Bade (Hafffrug) an unserer Ostküste ist, bei mir einkehren; seien Sie gut und lassen Sie mich, und damit auch denn zugleich ihn, mit ein paar Worten erfahren, wie es Ihnen geht, und was Sie treiben. Soviel ich mir abstrahieren kann, bereiten Sie eine neue Gesamtausgabe Ihrer Lyrika vor. Ich, zumal seit dem Frühling ein Freundes- und Verwandtenbesuch den andern abgelöst hat und überdies die Lage meines neuen Heimwesens zum sommerlichen Nichtstun auffordert, habe seit dem „Etatsrat" nichts schreiben können; mir ist vielmehr, als würde ich es auch niemals wieder können. Diesen „Etatsrat" aber bitte ich Sie nicht zu lesen, bis ich Ihnen die Buchausgabe gegen Weihnachten schicke; ich

habe nämlich (unverkennbare Folge der sich einstellenden Altersschwäche) auf Friedrich Westermanns Flehen einige Stellen in usum delphini oder delphinarum verballhornisiert, was erst in der Buchausgabe wieder auf die Beine gestellt wird. Beunruhigend besuchen mich mitunter theoretische Gedanken über das Wesen der Novelle, wie sie jetzt sich ausgebildet, über das Tragische in Dramen und Epik und den etwaigen Unterschied zwischen beiden; ich schrieb auch eine neue Vorrede zu den zwei neuen Doppelbänden meiner Gesamtausgabe, die zu Weihnachten kommen sollen, in dieser Richtung und dergleichen dummes Zeug, was keinen andern Grund hat, als daß man selbst nichts machen kann. Zu dem Vorwort ward ich durch Ebers aufgereizt, der (laut Zeitungsbericht) eine „Novelle“ herausgegeben und sie (die Gattung der Novelle) in einem Vorwort als ein Ding bezeichnet, das ein Dichter sich nach dem eigentlichen Kunstwerk, dem dreibändigen Roman, wohl einmal zur Erholung erlauben dürfe. Die „Novelle“ ist die strengste und geschlossenste Form der Prosadichtung, die Schwester des Dramas; und es kommt nur auf den Autor an, darin das Höchste der Poesie zu leisten. Ob die Ebersche Novelle eine solche Herabsetzung der eigenen Gattung bedurfte, weiß ich nicht. Haben Sie sie gelesen? Ich glaube, sie heißt „eine Frage“. — Es kann wohl fraglich sein, ob es richtig ist, selbst einmal ein Wort zur Sache zu sprechen, wenn ein von der

Menge und seinen Stammgenossen, den Juden, auf den Thron Gehobener solche Dinge dem Publikum imprägniert; denn der Schaden dadurch ist ein sehr weitgreifender. Aber es spricht etwas dagegen, nicht die Sache durch sich selbst sprechen zu lassen, und so hab ich mein Vorwort — ich sandte es an Heyse und Erich Schmidt —, obgleich letzterer es freudig begrüßte, in Übereinstimmung mit ersterem von dem Druck zurückgezogen.

Im Hause, wo mich außer der Frau Do vier „blühende Töchter" umgeben, steht alles wohl. Mit herzlichem Gruß und freundlicher Empfehlung an Ihr treues Geschwister

Ihr Th. Storm.

Außer Heyse erwarten wir nun noch meinen Ernst, den jetzigen nordschleswigschen Amtsrichter, mit seiner frischen und gescheuten kleinen Braut. Dann besuche ich meine Kinder, die Pastorsleute an der Ostküste (Heiligenhafen).

28. Keller an Storm.

Zürich, 12. August 1881.

Liebster Freund im Hause Storm!

Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht per-

fekt. — Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jüngsten Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulicher Bericht über den anthologischen Hafermann hat mich beruhigt. Als derselbe mir immer unter die Nase rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich, da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten als das Wasser.

Jene Gebrüder X. kenne ich wohl; sie geben einen Literaturkalender heraus mit Adreßverzeichnissen, Tabellen für Manuskriptablieferungen, Honorareingänge u. dergl., um sich in jedermanns Hand zu bringen. Vor ein paar Jahren trieben sie auch das Material zu einem poetischen Jahrbuche zusammen, gaben es aber nicht selbst heraus, sondern überlieferten es einem dritten Unbekannten wie eine Ernte Raps oder ein Quantum Schafwolle. Vor einem Jahre etwa unternahm ein

junger Schweizer ohne alle Bekanntschaft ein Jahrbuch schweizerischer Dichter und brachte über hundert! zusammen mit dem Aufruf, es müsse sein, Gott wolle es! Ich schlug ihm meinen Beitrag a priori rund ab, weil ich nicht einsähe, wozu er eine solche Geschichte anzustellen brauche, und es in einem so kleinen Lande wohl hundert Esel, aber nicht hundert Dichter gebe. Dennoch log er überall herum, er habe meine Sachen schon in Händen; als einige Vorsichtige mich anfragten und die Wahrheit vernahmen, beharrte er ganz frech auf seiner Behauptung und kam hergereist, um mich auf meinem Zimmer so unverschämt zu belagern, daß ich ihn hinausjagen mußte. — In diesem Augenblicke aber geht das Zirkular eines Leipziger Buchhändlers herum, der sogar ohne Herausgeber eine Anthologie Lebender direkt selbst sammeln und drucken will, in welcher die „Liebe“ ausgeschlossen sein soll „aus besonderen Gründen“. Die Wut der Verleger, Bücher zu drucken, scheint sich zur Leidenschaft zu steigern, es ohne Mitwirkung der Schriftsteller zu tun. Durch das Erlöschen der Schiller-Goetheschen Privilegien gegen Nachdruck haben sie Blut geleckt; jedes Jahr hört der dreißigjährige Schutz für den einen oder anderen Nachklassiker auf, und die Kerls können sich darüber herstürzen; da ist es begreiflich, daß sie anfangen, auch von den noch Lebenden Bücher gratis zusammenzubetteln oder höchstens ein paar Kompilatoren ans Futter nehmen.

Hier fällt mir auch der Leipziger Sekundaner ein, der sein Riesenalbum unermüdlich herumsendet, und dessen Sie im vorletzten Briefe Erwähnung getan. Der kann es noch zu was bringen!' Mir hatte er zugemutet, den Kasten noch in der Umgebung von Zürich bei zwei oder drei weiteren Personen herumgehen zu lassen. Ich hätte also ebensoviele Male ein- und auspacken und zur Post schicken sollen. Ich ließ ihn ein Vierteljahr warten und schickte ihm seinen Packen mit meiner alleinigen Inschrift unfrankiert zu und ohne Brief. — Wir wollen aber von diesen Klagen weiter niemand merken lassen; sie kommen mir vor wie die Dienstbotengespräche alter Kaffeebasen, und zudem konsumiere ich, wie ich merke, unverhältnismäßig viel Raum damit.

Der gute Freund Petersen hat mit meiner Verjüngung um fünf Jahre recht geflunkert; ich bin genau um die zwei Jahre älter geworden, die er mich nicht gesehen hatte; ich weiß das am besten, was übrigens nicht in Betracht zu ziehen ist; diese Händel muß man im stillen für sich selbst abtun.

16. August.

Eben als ich fortfahren will, kommt Ihr neuer Brief, der meine Faulheit willkommenerweise beschämt. Ich hatte vor, auch gleich an Heyse zu schreiben, der mir aus seinem Strandexil schrieb, er müsse fünf Wochen dort bleiben. Da Sie ihn nun in wenigen Tagen erwarten, bin ich unsicher,

ob ich es tun soll, und bitte Sie daher vorläufig, den Dulder recht heftig in meinem Namen zu grüßen. Beschäftigen Sie ihn aber ja nicht mit theoretischen Skrupeln über die Novelle 2c., denn er muß auf Befehl der Ärzte alle Morgen und Abend eine halbe Flasche Portwein trinken, um seine Vernunft einzuschläfern. Haben Sie keinen im Hause, so soll Petersen herbeischaffen, der Verjüngungskommissär.

Die Ebers'sche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller. Es handelt sich also um eines jener Gedichtchen, die zu Almanachbildchen gemacht werden. Das, was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Übrigens hat sein Judentum, was mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, fing er zuletzt selbst an . . . Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein verständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine „Ahnen" im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für

immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hiezu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.

Ich glaube auch, daß es besser ist, wenn Sie Ihre Vorrede an der geplanten Stelle weglassen, da die Küchenrezepte nicht zu den Gastgerichten auf die Tafel gehören. Für meine Person habe ich halbwegs vor, dergleichen Aufsätze und Expektorationen extra zu verfassen und eines Tages für sich herauszugeben, sozusagen als Altersarbeit. Vielleicht könnten Sie auch Ihre Arbeit nebenbei in einer Zeitschrift erscheinen lassen, mit einer Einleitung oder Anmerkung. Vorenthalten sollte sie keineswegs bleiben.

Was die fragliche Materie selbst betrifft, so halte ich dafür, daß es für Roman und Novelle so wenig aprioristische Theorien und Regeln gibt als für die anderen Gattungen, sondern daß sie aus den für mustergültig anzusehenden Werken werden abgezogen, respektive daß die Werte und Gebietsgrenzen erst noch abgesteckt werden müssen. Das Werden der Novelle, oder was man so nennt, ist ja noch immer im Fluß; inzwischen wird sich auch die Kritik auf Schätzung des Geistes beschränken

müssen, der dabei sichtbar wird. Das Geschwätze der Scholiarchen aber bleibt Schund, sobald sie in die lebendige Produktion eingreifen wollen. Wenn ich nicht irre, so wird zwischen den grassierenden Neophilologen und den poetischen Hervorbringern der gleiche Krieg entstehen, wie er jetzt zwischen den bildenden Künstlern und den Kunstschreibern waltet, die keine Ader haben.

Ihren „Etatsrat" habe ich auf unserem Museum, wo der „Westermann" liegt, angefangen zu lesen, will aber jetzt auf das Buch warten, wie Sie es wollen, da ich die bezügliche Erfahrung kenne. Der Anfang ist mir indessen neuartig und energisch erschienen.

Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit. Mit der Korrektur des „Sinngedichtes" beschäftigt und den Text nun zum dritten- oder viertenmal mit der Feder in der Hand durchgehend, stoße ich immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilbe -ung, -heit und -keit, die ich bisher übersehen, so daß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann. Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Leider bleibt die Geschichte mit den drei ver-

lumpten Baronen, die Sie so geärgert hat, stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt. Sie haben aber übersehen, daß die Braut nebst den Hochzeitsgästen keine Ahnung von der Sache haben und der Brandolf eine Art Sonderling ist, der eine solche Komödie wohl aufführen kann und die Hallunken schließlich doch versorgt. Übrigens ist's jetzt doch zu Ende mit diesen Späßen. Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in anderer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht. Gleichzeitig bin ich daran, meine Verse zu sammeln respektive gewissermaßen zum zweitenmal zu gebären; denn es handelt sich um einen ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen, die ich mit mir abmachen muß.

Jetzt wünsche ich Euch aber allerseits ein vergnügt-anmutiges Leben und versetze mich im Geiste in Haus und Garten, wo die fünf Damen den würdig-ziervollen Worten des heidnischen Paulus lauschen.

Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges

hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie „Im Sonnenschein“, „Eine Halligfahrt“; auch „Aquis submersus“ und die „Wald- und Wasserfreude“ sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh ich desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein.

Nun ist aber das Papier zu Ende und faßt kaum noch die Grüße

Ihres G. Keller.

29. Keller an Storm.

Zürich, 25. September 1881.

Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister! Endlich danke ich Ihnen für Buch, Gruß und Geburtstagskarte, und daß Sie an diesem Tage und in so guter Gesellschaft und Freundesgegenwart auch meiner haben gedenken mögen. Freund Petersen hat mir eine ausführliche Beschreibung des Tages gewidmet, so daß man sich in die Zeiten versetzt sehen konnte, wo die Goetheaner und Jakobiten ihre Besuchs- und Feiertage hielten, und sogar Misels und Mädgens fehlten nicht, da Sie ja vier Stück derselben zum Feste

lieferten, die ich schönstens grüße samt ihrer verehrlichen Frau Mama. Gewiß wird Ihnen ein schönes Lebensjahr werden, nachdem Ihnen die Götter einen so trefflichen neuen Schauplatz gegeben haben.

In Ihrem „Herrn Etatsrat“ hat mich zunächst wieder der an sich meisterliche Vortrag mit seinem feinen Liquorgeschmack erquickt, sodann aber auch die Kunst erbaut, mit welcher Sie aus dem Allerabsonderlichsten und Individuellsten heraus das rein Menschliche so schön und rührend darstellen. Und doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem häßlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes u. dergl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kameräddchen zu trösten. Und wie virtuosisch haben Sie das zarte Lebensglück, welches dem Kinde gewinkt hat, zu ersticken und die arme Willi zu beseitigen gewußt! Fort mit der Bestie! Nun, trotz dieser meiner schlechten Scherze denke ich doch ernstlich über das Rätsel des melancholischen Schicksals nach, das Sie schildern, und dieses Warum, das man sich stellt, ist ja schon eine affirmative Kritik.

Von unserm Paul, wenn er wirklich ungeheilt dem Winter entgegengeht, möchte ich anfangen zu glauben, daß er eben ein bißchen die Gicht hat, wie bei nicht mehr jungen Herren zuweilen gebräuchlich. In diesem Falle müßte er vielleicht lieber das Ungeheuer ruhig in seinem Zimmer bändigen oder austoben lassen, als den kalten Wasserkünsten nachzulaufen. Doch will ich nichts dreinreden! Vielleicht auch wären heiße Heilquellen gut für ihn, die weitaus den meisten Gliederleidenden so wohl bekommen. Leben Sie selbst aufs beste und erfreuen dadurch

Ihren Gottfried Keller.

30. Storm an Keller.

Hademarschen, 27. November 1881.

Lieber Freund Keller!

Der stattliche Band Ihres „Sinngedichts“ hat mich aufs angenehmste aus meiner Schreibfaulheit aufgejagt; ich danke Ihnen recht dafür; es ist mir immer eine Freude, ein liebes Werk nun so sicher in Buchform eingeheimst zu haben; habe es mir auch schon für meinen trefflichen Schwiegersohn, den Pastor in Heiligenhafen, der für einen Priester nur vielleicht ein zu großes Stück unbefangenes Menschentum mit sich führt, als Weihnachtsgabe bestellt. Er wird dann bald völlig

„kellerfest" sein — ob er schon ganz „stormfest" ist, weiß ich nicht —; gegenwärtig ist er mit dem „Grünen Heinrich" befaßt, den ich ihm schicken mußte, nachdem er die „Seldwyler" gelesen hatte.

Von meiner Seite werden Band XI/XII und XIII/XIV der Gesamtsausgabe bei Ihnen anlangen, die denn, bis auf den „Etatsrat", diese Ausgabe für jetzt vollständig machen. Daß letzterer, der fortdauernd bei Frauen und feinen Leuten Entsetzen erregt, wenigstens bei Ihnen die Wirkung einer Tröstung gehabt hat, freut mich ungemein. — Ja, diese drei Kuhschwänze! Bisher hatte ich immer gedacht, ein Mann, dessen geliebtes Weib vor ihm ein anderer besessen, der müsse unablässig darauf sinnen, jenen aus der Welt zu schaffen, jedes Atom seines Leibes, wie sein Gedächtnis, das ihm sein Ehebett beschmutzt. Nun, Meister Gottfried, ich ziehe in Ehrerbietung meinen Hut; Sie wissen das; und meine Freude an dieser mir besonders lieben Dichtung bleibt dieselbe.

Daß in Ihrem neu geplanten Werke starker Toback geraucht wird, kann mir schon gefallen; nur rauchen Sie nicht, wie Konditor Pahl in Husum, in der Stube, wo die Marzipane liegen. Herzlich freut es mich, daß Sie wieder etwas auf der Leinwand haben. Auch ich tue, was ich kann; bei einem erquicklichen Besuche, den ich September bis Oktober im Heiligenhafner Pfarrhause in Begleitung meiner dreizehnjährigen Jüngsten abstattete, habe ich mir von dort auch einen Stoff mitge-

bracht; ob es was Rechtes wird, ist mir noch nicht ganz sicher.

Heyses Besuch (13. bis 16. September) war eine rechte Freude und wäre es noch mehr gewesen, wäre er körperlich so frisch wie geistig gewesen. — — — Trotzdem sind wir recht heiter zusammen gewesen. Er hat ja zu seiner herzlichen Treue auch noch die glückliche Gabe schlichter Liebenswürdigkeit, die das Leben so anmutig macht. Seine neue Novelle „Ein geteiltes Herz“ und sein „Alkibiades“, letzterer wenigstens bis etwa auf den letzten Schluß, scheinen mir zu dem Besten seiner Arbeiten zu gehören. Bei der Novelle darf man sich freilich durch den Titel nicht verführen lassen, die Darstellung einer Doppelliebe zu erwarten (obgleich der Verfasser dies — ich möchte glauben — beabsichtigt hat); das Thema ist eben nur der Kampf einer neuen Leidenschaft mit einer ruhig gewordenen Liebe und der Sieg dieser, vor allem durch den Mut der Wahrheit. Die ganze Novelle aber scheint mir so recht reif und vollausgetragen. Mögen diesen guten Dingen noch manche gleich wertvolle folgen. Aber ich bin nicht ohne Sorge.

28. November.

Da las ich neulich in der Zeitung von Temmes Begräbnis und auch, wie Kinkel dabei geredet. Was mir bei unserem Korrespondieren ganz leis entschwunden war, stand plötzlich vor mir, daß Sie nämlich in Zürich eine große Stadt, gar mit einer Universität, hinter sich haben. Und aus Ihren

Briefen spricht doch ein gewisser — wie soll ich sagen? — Menschenmangel. Ist C. F. Meyer, der Verfasser des „Heiligen“, nicht ein Zürcher? Der Mann gefällt mir wohl; auch sein Letztes, „das Brigittchen von Trogen“. Recht nachfühlen kann ich Ihnen den Mangel eines Menschen, dem Sie beim Produzieren einmal das zu Papier Gebrachte lesen oder lesen lassen könnten. Meine Frau mit ihrem schlichten Wesen und Verstande, aber freilich mit dem „doch willst du wissen, was sich ziemt“ 2c. muß — wenn ich es ihr nicht vorlese — alles lesen, was und während ich es schreibe; ich sitze ihr dann wohl gegenüber und suche es ihr vom Gesicht zu lesen, ob es ihr munter eingeht, oder ob es nicht recht vorwärts will; dann ruf ich „Halt“ und katechisiere, bis ich ihre Meinung oder meist ihre Empfindung in casu quo deutlich vor mir habe; so ist noch zuletzt in den „Etatsrat“ eine Stelle hineingekommen, wo ich in der Tat zu sprunghaft verfahren war. Das so Hinzugekommene ist der Brief an Archimedes' Vater während dessen Krankheit. — Auch schon mit der Mutter meiner sieben ältesten Kinder verhielt ich es so, die einst, nun fast vor einem Menschenalter, mit mir aus der Heimat wandern mußte, und die nach der Rückkehr so bald in deren Schatten zur ewigen Ruhe ging — wenn wir das „Ruhe“ nennen dürfen. — „Vorbei, vorbei!“ pflegte mein alter, darüber sonst wortkarger Vater auszurufen, wenn ihn zu mächtig die Vergangenheit überfiel.

Von Freund Petersen, der ja neulich wieder in Berlin war, höre ich, daß Sie doch Ihre alte Wohnung mit der schönen Aussicht, aber der mehrberedeten Winterluftigkeit behalten haben; hoffentlich sind Sie als das Gegenteil des sprichwörtlich „gebrannten“ Kindes bedacht gewesen, daß nicht wieder die Verklommenheit der Finger den Fluß der Produktion unterbreche, worüber ich gelegentlich eine Beruhigung erwarte. Ich meinerseits, obgleich mein Haus überraschend warmhaltig ist — nicht nur infolge des Windfangs vor der Haupttür, sondern weil durch glücklichen Zufall an zwei Wänden des oberen und unteren Flurs täglich gebrauchte Schornsteine hinaufgehen —, lasse doch jetzt für die Zeiten des durch die feinsten Ritzen gehenden Ostwindes überall (auch in meiner Stube) nach der Ostseite Doppelfenster setzen. So soll's schon gehen!

Nun kommt die liebe Weihnachtszeit, und das Haus ist schon voller Geheimnis; leider muß mein Jurist, der Erfinder des Märchenzweiges, mit seiner Liebsten bei deren Eltern sein; nur der Jüngste, der Musiklehrer in dem oldenburgischen Varel, wird wohl kommen, wenn zum erstenmal im geräumigen neuen Hause — ich fürchte immer, daß die Götter den vermessenen Frevel des Neubaus an dem alten Menschen strafen werden — sich der Baum entzündet, in dem für mich noch immer die Flocken von den Kinderträumen hängen. Genug für heute. Schreiben Sie einmal im Fest; ich tu

es auch. Und empfehlen Sie mich Ihrem treuen Geschwister. Das Haus grüßt.

Ihr alter Th. Storm.

31. Keller an Storm.

Zürich, 29. Dezember 1881.

Lieber Freund und Mann zu Hademarschen!

Ihrem frohgemuten Briefe vom 27. November sind bald die beiden Doppelbände der Gesamtwerke nachgefolgt, und ich habe die einzelnen mir schon bekannten Kleinode aufmerksam gezählt und beguckt, eh' ich sie zu den übrigen in den Schrein stellte. Die Erinnerungen an Mörike las ich freilich vorher durch, da sie mir so gut wie neu waren. Wie gewohnt, wenn die Rede von ihm ist, lief ich wiederholt nach seinen Bänden, um mich dieser und jener Stelle gleich zu versichern und halbe Stunden lang fortzulesen. Die melancholische Frage der „kleinen Gemeinde“ haben Sie trefflich ergänzt; freilich erscheint in dieser Beziehung mit jedem neuen Forschungsresultat der Defekt unsers allgemeinen Bildungszustandes nur um so größer.

Ihre Weihnachtsfreuden haben Sie nun hinter sich und das behagliche Wohlleben der Neujahrstage u. s. f. noch vor sich, wozu ich meine Glückwünsche rück- und vorwärts beitrage. Was Ihre römischen Abende vorstellen, weiß ich noch nicht; Petersen schreibt mir auch davon in der Voraus-

setzung, daß ich es wisse. Item, es wird etwas ebenso Vergnügliches als Unschuldiges sein.

Auch zu dem Herrn Pastor, Ihrem Schwiegersohn, gratuliere ich schönstens. Ein solch stattliches Familienstück gehört unter die Johann Heinrich Voßschen Himmelsstriche.

Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen, versteh ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen einfachen und loyalen Menschennatur verbunden ist. So war ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und ungelehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrsschmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artilleriekollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft, die im Eingang der „Zürcher Novellen“ geschildert ist und mich dafür zu Ihrem Mitglied ernannt hat. Ich habe auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern (Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da werde ich am 2. Januar, dem Berchtoldstage, der ein uralter Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerieoffizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Liedertafel gehen, die ihren vierzigjährigen Bestand feiert; und so ist immer was los, wenn man Lust hat.

30. Dezember.

Ich war gestern dort und habe gesehen, wie 300 Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektiv-begriffes; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend.

Soeben erhalte ich von Paul Heyse bessere Nachricht. Der Arzt in Cannstatt hat ihm mit der Elektrizität das Hinken in drei Tagen vertrieben, und er ist seit Wochen wieder in München. Am 3. Januar will er wieder hingehen und die Kur beendigen, um nachher den Süden aufzusuchen. So wollen wir guter Hoffnung sein. Der „Alkibiades" hat auf mich einen durchaus stimmungsvollen Eindruck gemacht, aber leider scheinen die Bühnengewalthaber nicht anbeißen zu wollen. Und doch bin ich überzeugt, daß ein paar von den Virtuosenweibern und ein genialer Mann in dem Stück so gut brillieren könnten als in den Grillparzer-Tragödien „Medea" u. s. w.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet. — — — Meyers Bedeutung liegt in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Ihr Konditor Pahl in Husum hat mich lachen gemacht. Es handelt sich jedoch mit dem starken Toback nicht um jenen, den Sie meinen, sondern um etwas anderes, Ernsteres, das ich leider nicht näher beschreiben kann, weil das Papier zu Ende ist. Und so muß ich auch das übrige ungeschrieben lassen. Leben Sie glücklich in das neue Jahr hinein mit allen Ihrigen.

Der alte G. Keller.

32. Storm an Keller.

Hademarschen, 3. Januar 1882.

Weder untreu noch tot bin ich, liebster Freund, aber krank, recht von den Beinen, war ich zwischen dem Fest, und deshalb konnte ich mein Versprechen nicht erfüllen, während Sie meiner Bitte durch Ihren heute morgen angelangten Brief so schön nachgekommen sind. Das eigentliche Fest, wozu ich mir doch meinen Jüngsten, den Musiklehrer in Varel, eingeheimst hatte, hat's aber nicht gestört, und jetzt geht's schon wieder, so daß ich übermorgen mit meiner Frau die jährliche Husumfahrt anzutreten wage, wo man uns nicht eben viel Ruhe gönnt, zumal der von mir vor etwa sechzehn Jahren gestiftete und dirigierte Gesangverein in einem Konzerte mir auch eine neue Komposition meiner „Schneewittchen-Szene" (für Frauenchor von Erler in Berlin) vorführen wird. — Heyse schreibt mir

am 22. Dezember per Karte seine glückliche Ankunft in München, und daß Lewinski in einem acht Seiten langen, überschwenglichen Briefe die von Wilbrandt gegen den „Alkibiades" erhobenen (praktischen?) Bedenken bekämpft habe; aber von der glücklichen Kur schreibt er nichts, aus Cannstatt kam nur eine Klage. Hoffen wir also, daß der Freund genese; der gute Erich Schmidt meint übrigens, ein tüchtiger Theatererfolg würde mehr helfen als alle elektrischen Kuren.

Daß meine Mörike-Erinnerungen Ihnen seine Bände wieder in die Hand gebracht, freut mich; mir geht's ebenso in solchen Fällen. Nach seinem Tode war es mir sehr recht, daß ich mir — ganz gegen meine „Gepflogenheit", wie unsere österreichischen Brüder sagen — damals auf der Rückfahrt von jenem Besuche (mit Vater, Mutter und Schwester, alle verstorben, über Heilbronn den Neckar hinab nach Heidelberg) sogleich vollständige Notizen machte; denn Mörike führte wirklich ein halbverborgenes Leben. Seiner dafür so dankbaren Witwe schreib ich alle Jahre noch einmal, schicke ihr auch von meinen Sachen. Spaßhaft war, wie sie mir auf jenen Aufsatz schrieb, es sei alles so schön ꝛc., nur hätten sie und seine Freunde sich darüber gewundert, daß ich ihn Dialekt sprechend eingeführt; er habe sich gerade durch das Gegenteil ausgezeichnet. Ich schrieb ihr wieder, es nehme mich keineswegs wunder, daß ein Schwabe den andern nicht schwäbeln höre; er selbst habe es ja

aber durch sein: „möcht's doch nit misse!" zugestanden. Später sagte man mir übrigens, daß auch Auerbach ihn ebenso einführe, wenn er von ihm erzähle. Die gute Frau beruhigte sich denn auch.

In puncto des vorausgesetzten „Menschenmangels" dachte ich nicht an den absoluten, sondern an Mangel von Menschen, die für uns speziell passen, deren Gegenwart uns eine Ergänzung oder eine Erquickung, nur das Bewußtsein, daß sie für uns erreichbar sind, schon eine angenehme, reicher machende Beruhigung gewährt. Ich habe aus Ihren Briefen geschlossen, daß Sie solche dort nicht hätten.

— — — — — — — — — — — — — —

Von C. F. Meyers Lyricis sah ich nur ein kaltes, klangloses Gedicht „Einer Toten" in Avenarii „Lyrik der Gegenwart seit 1850". Ein formell schönes Liederbuch haben wir auch schon aus Leutholds, des Armen, Nachlaß; aber, wie er selbst sagt, ihm fehlt das „Tirili", der schmackhafte Herzschlag, mit dem auch die Lerche ihr Lied herausjubelt und die Nachtigall es herausklagt; und wo der nicht ist, fehlt auch der volle Klang, ohne den ich keine Lyrik anerkenne.

Ad vocem Avenarius, wenn Sie in seiner trefflich ausgestatteten Anthologie dem Kerne nach nur mein Hausbuch wiederfinden, so wundern Sie sich nicht, ich hab ihm gesagt, er möcht's nur immerhin auskaufen. Wenn er dann nun so schön in der Vorrede sagt, hätte ich, d. h. Th. St., mehr

Raum für die Gegenwart gehabt, so wäre sein Buch nicht entstanden, so ist es interessant zu sehen, was von neuen Poeten er da noch herbeigetragen hat. Interessiert haben mich ein paar Sachen von Vischer, D. Fr. Strauß und „Saumroßleute alter Zeit" von Meißner. Des trefflichen K. Stieler eigentliche Kraft, die nicht im Empfindsamen, sondern im humorischen (so!) Hinstellen von Gestalten aus dem Volke liegt, des „alten Wirts", der kartelnden Honoratioren, der Miedl', deren Mann so ungeschickt stirbt, des schneidigen Burschen „Musikanten, jetzt wirf i zwoa Markstückl auf!" — hat er natürlich ganz verkannt. Eins hat er gut gemacht: er hat von seinen Gedichten nur das eine, das ihm bezeichnete, aufgenommen, das eine wirkliche poetische Anschauung enthält.

Doch, lassen wir die jungen Herren!

Aus Ihrem Briefschluß darf ich wohl ersehen, daß Sie das, worin es stark hergehen soll, schon in der Arbeit haben. Möge es denn im neu begonnenen Jahre frisch und fröhlich zu Ende kommen und alle guten Genien des Lebens Ihnen dabei zur Seite sein, die nicht bloß im Zug der grünsten Jugend ziehen. Gelegentlich höre ich wohl einmal, ob Sie schon einen Termin der Vollendung in Gedanken haben. Ich hoffe, im Februar mit meiner Heiligenhafner Geschichte zustande zu kommen, die denn demnächst wohl der „Rundschau" zugehen wird.

Doch — für heute Schluß! Mein ganzes Haus,

das auch seinen Anteil von Ihnen haben will, grüßt Sie mit mir zum neuen Jahr. Ich speziell bitte, mich Ihrem treuen Geschwister zu empfehlen.

Wie immer und hoffentlich noch eine hübsche Weile

Ihr alter und getreuer
Th. Storm.

33. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 20. April 1882.

Lieber Meister Gottfried!

„Auf rosenfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet,
Sank heut der Frühling vom Himmel" —

und ich habe seinen „göttlichen Odem" verspürt, habe die Doppelfenster und unten in der auf die Terrasse führenden Stube den Wintervorsatz von der Tür entfernen lassen und bin in der Stachelbeerenallee im Gemüsegarten spazieren gegangen und habe den Sommerharfenton der wühlenden Bienen genossen; nun möchte ich aber auch noch zum vollen Genuß der jetzt zu hoffenden guten Tage mir einen Gruß von Ihnen einkassieren, so eine kleine Notiz, nicht nur daß, sondern auch wie Sie leben, ob Sie den großen Roman auf dem Webstuhl haben, ob Sie vor lauter Arbeit stumm sind, ob Sie Ihre etwas winterkalte Wohnung, die Freund Petersen — er ist ja jetzt wieder gen

Süden — bei jedem Besuche so entzückt, behalten haben oder was Sie sonst mir gönnen wollen.

Heyse, nachdem wir von Cannstatt auf hier und retro nett gebriefwechselt, ist mir auch plötzlich stumm geworden. Da man seit einiger Zeit anzufangen scheint — Sie schrieben es einmal an Petersen, und jetzt schreibt Dr. Tönnies mir, daß es jetzt wieder in den „Grenzboten" geschehen — uns drei gewissen Fabrikanten in poesi entgegenzuhalten, so klammere ich mich nun auch an und will so gute Gesellschaft keineswegs fahren lassen. Drum also! Neulich — und es wird Ihnen auch wohl widerfahren sein — erhielt ich von Vater und Sohn Heinze ihren Musenalmanach pro 1882: alle Dichterfürsten der Gegenwart seien darin, nur ich fehlte (Sie und Heyse etwa und glücklicherweise denn nicht auch?), ob es denn Grundsatz sei, daß ich ihre Briefe immer nicht beantwortet, sie bäten doch herzlich ꝛc. Ich habe nicht grob freilich, aber mit der unumwundensten Unumwundenheit geantwortet, und da der Brief gewiß zirkulieren wird, so werde ich eine hübsche Meute gegen mich in Bewegung gebracht haben. Bitte, lesen Sie doch, wenn Sie dieser Bettelchronik habhaft werden können, die Gedichte von dem berühmten Heinrich Hart an seinen Bruder, an sein Lied und an seinen Leib, beiläufig auch an oder über Gott (S. 41 ff.). Man sieht den jungen Dichter rollenden Auges und gesträubten Haares mit weiten Schritten in seinem Zimmer auf und nieder dichten. Mir

und meinem guten Ferdinand Tönnies, der im März mit seiner Schwester, einer trefflichen Sängerin, eine Zeitlang bei uns war, hat die unfreiwillige Komik dieses Dichterfürsten einen heiteren Abend gemacht, als ich vorlesend (S. 45) an die ungeborenen Kinder kam, sagte er ganz wehmütig: „Ach, nun kann er die armen Stackels auch nicht mal in Frieden lassen!"

Was ich noch sagen wollte — erzählen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe doch auch wieder ein wenig von Ferdinand Meyer. Daß so viel und anderseits so wenig an und in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, andererseits geht es mir nach wie eine Kuriosität. Was er letzthin in der „Rundschau" hatte, war wieder recht respektabel.

Lieber Freund, es ist 10 Uhr abends; etwas wie Gewittersturm scheint sich vorzubereiten; ich aber will schlafen gehen, obgleich der beste Blitzableitermacher Schleswig-Holsteins erst in vierzehn Tagen seine Stangen auf mein Dach pflanzen wird. Wenn man so in einer Gewitternacht von seinem Zimmer aus fünf Brände am Horizont hat aufleuchten sehen, dann — läßt man sich Blitzableiter machen. Also — eine „gute Nacht" durch Sturm und Wetter nach Zürich hinüber!

22. April.

Haben Sie schon einmal einen Hagedornzaun geklippt! Das tat ich gestern zum erstenmale selbst; das Winterhaar und desfallsigen Bart mir zu

stutzen überließ ich dagegen dem Barbier; doch mußte ich freilich mit dabei sein; wegen dieser Frühlingsarbeiten ist dieser Brief noch nicht fortgegangen. Wenn Sie noch an Ihrem Romane sitzen, dann beneide ich Sie inständigst; denn meine Novelle „Hanz Kirch und Heinz“ ist seit Wochen abgeliefert (wird aber erst im Oktoberheft von Westermann erscheinen), und so bin ich recht verwaist; denn einen neuen, konvenablen Stoff einzufangen, da mir im Winter keiner gekommen, ist bei dieser Frühlingswirtschaft rein unmöglich. Dieser Stoffhunger ist das einzige, das mein Behagen etwas stört, zumal da Hademarschen plötzlich eine Art höhere Töchterschule erhalten, nun vorläufig meine Lektionen an meine Jüngste aufgehört haben. Zaunklippen mag ich auch nicht mehr; es gibt immer solchen Stoß in den Unterleib, und die Arme sind mir auch geschwollen. Wenn wir nur erst Pfingsten gehabt haben, wo mein Bruder Medikus in Husum nebst Familie sich für die Festtage auf seine beiden brüderlichen Familien hier verteilen wird — kämen doch auch Sie so einmal! — dann werde ich meinen Sohn Ernst zum ersten Mal auf seiner Amtsrichterei Nordschleswig, in Toftlund — ich war nie dort — besuchen. Er hat Amtswohnung; es soll ein großes, halbbäuerliches Haus sein, in dem auch schon die jetzt ausgestorbenen oder gestrichenen Hardesvögte des alten régime gehaust haben, mit großem, wüstem Garten. Außer dem Amtsgericht bei Tage haust

er noch als Junggeselle des Nachts allein darin. Schon seit Jahren hat es den Ruhm, daß es darin, und zwar ganz energisch, spuke; und das hat denn der Ernst auch schon erfahren; wenn er z. B. mit dem jungen Doktor in seinem langen, wunderlichen Zimmer griechischen Wein trinkt und der Doktor dabei im Lehnstuhl einnickt, so fährt er plötzlich in die Höhe und fragt ganz verbast: „Wo ist denn der dritte Mann?“ Und kommt auch noch der alte Inspektor und trinkt griechischen Wein, so druselt auch der ein und fragt dann auffahrend nach dem vierten Mann. Das müßte doch mit dem Leibhaftigen zugehen, wenn in solcher Atmosphäre nicht etliche Dunstbilder schwebten, die es nach leibhaftiger Gestaltung verlangt.

So, lieber Freund, nun habe ich in Gedanken Ihnen ein wenig vorgeplaudert, und das nur war der Zweck dieses Briefes.

Die Meinen, da sie inne werden, an wen ich schreibe, lassen sich Ihnen freundlichst empfehlen. Meinen Gruß an Ihre treue schwesterliche Gefährtin, die in diesem Frühling voraussichtlich eine rechte Genugtuung in puncto ihres Winterholzes gehabt hat — ich kann das so mitfühlen — bitte ich redlich zu bestellen.

Ihr alter und getreuer
Th. Storm.

34. Keller an Storm.

Zürich, 5. Juni 1882.

Liebster Freund und Richter!

Richten Sie nicht zu streng wegen meines langen Schweigens, es ist eine Schwäche und keine Bosheit! Den ältesten und besten Freunden beiderlei Geschlechts habe ich seit Weihnachten nicht geschrieben, ausgenommen Paul Heyse, der nichts arbeiten durfte und daher lange Weile hatte. Er wird Ihnen seither auch berichtet haben, daß es ihm besser geht und er ein neues Drama in Angriff nimmt.

Ihrem frohen Frühlingsbriefe wird hoffentlich ein heller Sonnenaufgang gefolgt sein, und nach durchgenossener Pfingstzeit erproben Sie jetzt vielleicht den Spuk des dritten Mannes im alten Amtshause zu Toftlund. Da können Sie leichtlich eine Ihrer geheimnis- und reizvollen Hausgeschichten aushecken, nur darf es keine ernstliche, wenn auch pur mythologisch gemeinte Geistergeschichte sein; dergleichen soll man in dieser Zeit des Spiritistenunfuges und der Schwachköpfigkeit unterlassen.

Sind Sie wirklich dort, so bitte ich, den Herrn Sohn, den mit griechischem Wein selbander wohnenden Junggesellen, schönstens von mir zu grüßen.

Zäune zu klippen, ist mir, der ich nichts einzuzäunen habe, nicht vergönnt; wäre es aber, so würde ich es erst recht nicht tun.

Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde, und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen. Die von mir darin enthaltenen ungefügen Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-mausigmachen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.

Ihre neue Novelle, deren Titel ich nicht recht verstehe (ich lese „Hans, Kirch und Heinz“), soll mir sehr willkommen sein; gewiß werden Sie bald auf einen weiteren Stoff verfallen, und geschieht es nicht, so seien Sie deswegen dennoch vergnügt!

Meinen Roman habe ich zurückstellen müssen, da er noch nicht reif ist, wie es sich beim Schreiben ergibt. Dafür habe ich eine Dreizahl von Novellen, welche seit langer Zeit zu vermeintlich dramatischen Versuchen in meinem Lebensdunste sich umtrieben, als bescheidene Erzählungen aufs Korn genommen. Es handelt sich aber nicht wieder um

einen Zyklus und sogenannte Rahmenerzähler, sondern ich erzähle jedes Stück von Anfang bis zu Ende selbst als Autor, um wieder einmal frei werden zu können.

Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beschäftigt, schreibe ab, rezensiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es ist eine nicht unlustige Arbeit und kostet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wiesen.

Außerdem, und das mag auch ein Grund meiner Unlust zum Briefschreiben sein, ist eine kleine verdächtige Bewegung meiner Gedankenwelt im Gange, allerlei Ideen und Projekte zur Produktion scheinen flüssig werden zu wollen, so daß ich gern und viel still mit mir selbst beschäftigt bin, und freilich in lichten Momenten dann befürchten muß, es möchte sich um den Beginn der Alterstorheit handeln, welcher sich in Gestalt eines Nachsommers kleidet mit seinem flüchtigen Sonnenschein.

Die kleinen Leiden mit der aufdringlichen Krapüle und was damit zusammenhängt, gehen auch bei mir immer fort, allein es lohnt am Ende nicht der Mühe, lange davon zu sprechen, ansonst man ja doppelte Beschwernis hat.

Meine Schwester läßt sich vielmals für Ihr freundliches Gedenken bedanken; natürlich hat sie wieder einen artigen Holzvorrat überwintert, d. h. nicht verbrannt. Leider ist sie seit Frühjahr kränk-

lich und will doch nicht still sitzen, so daß ich mit Sorgen in die Zukunft schaue.

Grüßen Sie mir auch recht schön die lieben Ihrigen und vergelten Sie mir nicht etwa mit gleichem in puncto Korrespondenz. Ich werde auch trachten, rascher zuweilen eine kleine Epistel abzustoßen.

Ihr getreuer G. Keller.

35. Storm an Keller.

Hademarschen, 4. August 1882.

Mein lieber, nur gar zu ferner Freund, so gut, wie Sie ihn mir anwünschten, ist mir der Sommer nicht geworden; ein Ding, was die Ärzte mit dem Namen „Magenkatarrh" abfertigen, hat mich seit lange recht heruntergebracht, daß mir für alle Dinge der entsprechende Nervenschwung fehlt, und ich überdies ein recht mageres und verledertes Aussehen bekommen habe. Ihre Sendung vom 5. Juni nahm ich dem begegnenden Postboten ab, während ich in trübsamem Sinnieren nach dem nahen Hanerau schlenderte; nicht allein zwar, sondern mit meiner lieben Neunzehnjährigen; da war's mir recht, als fiele ein erfrischender Tautropfen mir ins Herz; dann kam abends 6 Uhr noch der gute Petersen, und andern Morgen, da wir in der Veranda eben beim Tee saßen, auch noch ein langer Brief von unserm Paolo, worin er so munter, wie

ein Böcklein, schrieb; so hatten wir im Geiste denn auch Sie beide bei uns. Dann ging der gute Tag vorüber, und ich mußte Brunnen trinken 2c. 2c., wollen darüber nicht weiter Redens machen. Nun bin ich vorgestern von einer mehrwöchentlichen Reise wieder heimgekehrt; sechzehn Tage lang war ich bei meinem judex Ernestus in Toftlund zwischen dänisch redendem Volk und Gesinde; die nächste Eisenbahnstation ist über zwei Meilen entfernt (Woyens); zweihundert Schritt hinter dem jetzt völlig wüsten Amtsgarten liegt aber ein hübscher, kleiner Wald, in dem man spazieren läuft, Kaffee oder Tee trinkt, oder, wenn man will, unter einer prachtvollen Buchenwölbung mit den hübschen Töchtern der mehreren dortigen Beamten Krokett spielt, welche idyllischen Freuden außer der letzten, wo ich vor den Lampen blieb, ich denn auch mehrfach genossen habe. Den dritten Mann habe ich trotz ernstlicher Bemühungen in dem großen, bei der jetzigen Junggesellenwirtschaft dito wüsten Hause nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber die Überzeugung erhalten, daß die beiden Leute derzeit unabhängig voneinander den betreffenden Eindruck empfangen haben; nicht zu vergessen, daß wir hier an der Grenze Nordfrieslands, wie in Schottland, uns in der Heimat des zweiten Gesichts befinden. Ich stehe diesen Dingen im einzelnen Falle zwar zweifelnd oder gar ungläubig, im allgemeinen dagegen sehr anheimstellend gegenüber; nicht daß ich Un- oder Übernatürliches glaubte, wohl aber, daß

das Natürliche, was nicht unter die alltäglichen Wahrnehmungen fällt, bei weitem noch nicht erkannt ist. Doch — auch dies Kapitel ist zu lang fürs Schreiben. Jedenfalls hielten Vater und Sohn in dem schmalen und tiefen Spuk- und Wohnzimmer behagliche Plauderstunden, worin ich Ihrem jungen Verehrer auch aus Ihren letzten Briefen, die ich zur Beantwortung des allerletzten, in dieser Hinsicht freilich vergebens, mit mir führte, allerlei ihm Behagendes, und darunter auch Ihren freundlichen Gruß, mitteilte, für den ich hiermit den aufgetragenen Dank bestelle.

Eine heimeliche Hausgeschichte habe ich leider in all den öden Winkeln dort nicht gefunden; dagegen habe ich für die Korrekturbogen von meinem „Hans und Heinz Kirch" (Vater und Sohn), die ich auf dem Wege zu dem danach stets so liebenswürdig hungerigen Erich Schmidt durch Heyses Hände passieren ließ, von diesem die schönste Zensur einkassiert. Wenn nur die Freunde zufrieden sind! — Ich denke mir, daß das Oktoberheft von Westermann, da es Probeheft des neuen Jahrganges ist, bald ausgegeben wird, und Sie, wenn Ihnen danach zu Mute ist, es bald in Ihrem Kasino werden lesen können; für die Buchausgabe kommt nur ein Einschiebsel von ein paar Zeilen.

8. August abends.

Daß Sie die Herausgabe Ihrer Gedichte jetzt mit so viel Behagen treiben, freut mich ebenso sehr,

als daß Sie sich entschlossen, Ihre aufgespeicherten Dramenthemen novellistisch zu verwerten; so sind Sie — sans comparaison — jedenfalls vor dem Schicksal van der Veldes sicher, der seine Dramen erst in Novellen umschreiben mußte, um beim Publikum damit Beachtung zu finden, bis dann später wieder Leute kamen, die sie in Dramen zurückschrieben; ich entsinne mich noch sehr wohl, wie der rothaarige Hurka mich in meiner Jugend in dem Schauspiel „Die Lichtensteiner nach v. d. V." gruseln machte. Es ist bei den Bühnendingen ja leider ein Griff, den das pecus imitatorum oft vor den Meistern voraus hat. — Der zurückgestellte Roman wird bei allem anderen, was bei Ihnen nach Gestalt zu ringen scheint, hoffentlich auch unmerklich und in der Stille weiterreifen. Vor dem Altweibersommer, wenn Ihre physische Kraft nur aushält, bin ich bei Ihnen nicht bange; und Sie haben gesparte Kräfte. Aber daß Ihr treues Geschwister kränkelt, das will mir nicht gefallen. Möge sie Ihnen noch lange erhalten bleiben, und grüßen Sie sie freundlichst, wenn nicht an sich selbst, so solle sie an ihren Bruder denken und recht was für sich tun lassen. Man kommt sich ja nicht wieder, wenn man fort ist. Die Proben der Meyerschen Gedichte haben mich freilich auf seine Sammlung neugierig gemacht; ich werde mir das Buch sofort besorgen. Von Ihren Beiträgen war mir die „Herbstlandschaft" fremd, die einen geheimnisvoll melancholischen Reiz hat. Das Wort

„wenig Liebe" ist aber, den Verfasser betreffend, je länger, desto weniger richtig; in Toftlund sah ich unter einer Büchersendung zu meiner großen Genugtuung Ihr „Sinngedicht" schon in dritter Auflage, und wollen Sie Liebe unmittelbar vom Mensch zum Menschen, so schmieren Sie nur ihre Reiseschuhe und besuchen uns Markomannen hier an der Nordgrenze, und Sie sollen mit Augen fühlen und mit Händen sehen.

In meinem Kopfe haben sich allmählich auch so ein paar Geschichten angesetzt und teilweise auch schon szeniert; nur stehe ich bei der sozusagen fertigsten am Schluß mit noch ganz lichtloser Dummheit; ich kann die Heilung eines Schwersinnigen zwar in puncto des Beginnes vor Augen stellen; aber die nötigen Szenen, wodurch dem Leser das Gefühl der definitiven Heilung gegeben und er damit entlassen wird, das ist der casus cnusus. Nun, vielleicht kommt's einmal im Schlafe. Im übrigen, es lebt sich doch besser, wenn man was auf der Staffelei hat; auch dient es ja das silberne Triebrad des Lebens in Gang zu halten.

Und nun werde ich mit meiner Frau einen Abendgang nach dem Posthause in Hanerau machen und diesen Brief einstecken. Die Dämmerung liegt schon still und feierlich draußen über Wald und Feldern; ich unterscheide nicht mehr die Bilder an meinen Wänden. Seien Sie herzlich gegrüßt, und bitte, schreiben Sie bald einmal auch in puncto Ihres Geschwisters. Ihr Th. Storm.

36. Keller an Storm.

Zürich, 22. September 1882.

Sie haben es, trefflicher Freundesmann, nicht gut gemacht mit Ihrem Unwohlsein; hoffentlich haben Sie noch einen Teil des Sommers gerettet, der nach einem Briefe unseres Petersen so schön war in dortigen Landen. Hier ist nichts als Regen und Regen seit Monaten; man bedauert nur die armen Touristen, die nicht so gescheit sind wie Sie und Petersen, und in ihren idyllischen Heimatslandschaften fein zu Haus bleiben. Es kriecht übrigens alles durch das Gotthardloch nach jenseits, wo sie nun auch Überschwemmung haben. Ihren „Hans und Heinz" werde ich mir sogleich zu Gemüt führen, sobald das Heft kommt. Es ist jetzt jedesmal eine Art Lebensfrage bei einer neuen Novelle: Was ist's? Wie ist's? u. s. w. wegen der maßlosen Produktion, die sich jetzt breit macht. Die Quelle originaler Anschauung und Erfahrung, das lebendige Blut fließt zwar nach wie vor selten genug; aber den Duktum hantieren sie bald alle gleichmäßig und schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke, die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen. Da frägt man sich oft, ob es noch eine Aufgabe sei, den Kopf aus dieser Sintflut emporstrecken zu wollen. Nun, ich hoffe, mich an Ihrem Novum wieder zu kräftigen und zu erbauen. Am besten macht es Paul der Heyse, der fröhlich mit ganzen Flotillen auf der See einher-

fährt und das Zeugs unter seine Kiele bringt. Und so lassen Sie sich meine Grübelei auch nicht anfechten. Ihr Schwersinniger wird je nach dem physischen oder moralischen Ursprung des Übels zu heilen sein. Ich schreibe (ebenfalls sans comparaison) in solchen Fällen drauflos bis zu der schwierigen Stelle, und mache dann Anstalt, das Ding einstweilen beiseite zu legen, worauf sich der mehr oder minder gute Ausweg freiwillig zu zeigen pflegt. Übrigens freut es mich, daß Sie einen so hübschen, vollen Rocken aufgesteckt oder „was auf der Staffelei“ stehen haben; es lebt sich trotz alledem besser dabei und entschieden gesunder.

Neulich tat ich mir nicht wenig zu gut, als ein Berliner Autor, Heinrich Seidel, mir ein Bändchen „Jorinde“ ꝛc. schickte mit der Behauptung, er sei Ihr (Storms) und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann auch was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht.

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Schererschen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren

Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.

Mein nebliges Gedicht, dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit“ beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei euch wie bei uns, so weit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft, sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!

Mit den drei Auflagen des Sinngedichts während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 die Auflage, hat es seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem „tat“ bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu disputierlich. Sie befindet

sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im allgemeinen schwächlich geworden und ist puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut, und sie erwidert dieselben höflichst. Ich muß sie aber jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen.

Nun gehaben Sie sich wohl und seien Sie schönstens bedankt für Ihre Teilnahme.

Ihr Gottfried Keller.

37. Keller an Storm.

Zürich, 21. November 1882.

Liebwertester Freund und Storm!

Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwimmen können wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahre älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Samt, worin vermutlich die sechs „gehabten" Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabei liegende dicke, seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war

mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte. Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Arm voll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zu schanden; man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, vorher meine Kinderfallmütze in der Hand gehabt von anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß 1½ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Derlei Ärgernis hat mich denn auch verhindert, vor Mitte Oktober auf das Museum zu gehen und Ihre Kirchs aufzusuchen. Und als ich die Hälfte gelesen und nach einigen Tagen wieder hinging, war der „Westermann des Monats" verschwunden und ein neuer an der Stelle, ganz ausnahmsweise; denn gewöhnlich kommt das Heft immer zu spät. So habe ich einstweilen nur sehen können,

daß Sie mit kräftiger Hand, wie immer, geschrieben oder vielmehr geschafft haben, und obgleich ich die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, sonst nicht liebe (als poetische Gestalten), so habe ich doch schon gesehen, daß die Sache hier so sein muß, um die neue Schöpfung Ihrer Resignationspoesie (wie Ihr wackerer Erich Schmidt es so hübsch demonstriert) organisch zu gestalten. Ich habe das Ende der Novelle schnell angesehen und muß nun noch das Zwischenschicksal des Sohnes erfahren. Die Wendung mit dem unfrankierten Brief ist ebenso schauerlich als verhängnisvoll. Man fühlt mit, wie wenn der alte Geldtropf ein Schiff voll lebendiger Menschen in die brandende See zurückstieße. Ich werde mir das Heft nächstens mit Beschlag legen, sobald es der fortschlepperische Verehrer wieder abgeliefert hat.

Nun sind auch die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer erschienen. Sie sollten sich den Band ansehen oder vielmehr fest anschaffen; es würde Sie nicht gereuen, und Sie werden an diesen langen Winterabenden auch Ihre Damen mit mehr als einer guten Vorlesung regalieren können. Auch dem Herrn Sohn, dem Juristen, würden die Sachen Freude machen.

Übrigens wünsche ich Ihnen, wie Freund Petersen, ein ausgiebig genießliches, feierlich geschäftiges Herannahen der Jultage mit hundert Vorschmäcken, namentlich einen gelungenen Märchenzweig, und hoffe, daß das Notwendigste, eine

gute Gesundheit, dermalen reichlich vorhanden ist. Schönste Grüße von

Ihrem G. Keller.

38. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
27. November 1882.

Lieber Freund Keller!

Was machen Sie für Geschichten! Aber das kommt, wie Sie sehr richtig sagen, von der Charakterschwäche und ich glaube, daß diese „Pantoffelschwäche“, wie wir sie ja nun kurzweg nennen können, eine richtige Spezialschwäche der Poeten ist; auch ich habe mühsam dagegen kämpfen müssen, bin aber jetzt so weit, daß ich den ehrwürdigsten Männern und den unverschämtesten Damen, wenn sie zu des Kronprinzen silberner Hochzeit sich zehn Groschen oder zu einem Lehnstuhl für Bismarck sich etwas mehr erbitten, in liebenswürdigster Ruhe meine Nichtbeteiligung zu erklären vermag. Eine Schwäche muß man doch wenigstens besiegen; und so hat es bei mir in puncto der Pantoffeln keine Not; aber mit Stiefeln fiel ich einmal von der neuen Treppe; und das war auch Charakterschwäche; denn erst nach diesem Unfall mit zerschundenen Armen richtete ich meine Hausherrlichkeit empor und erließ das Hausgesetz, die Treppen fürder nicht

mit Milch zu feudeln. (Pro notitia: das erhält freilich sehr die gefirnißten Dielen rc., macht sie aber gefährlich glatt; bei Kaisers wird gewiß auch mit Milch gefeudelt.) Nun, wir haben das beide überwunden, und ich darf Sie mir nun für den Winter in einem behaglich erwärmten Quartier denken, wo denn auch die Redaktion Ihrer Gedichte gute Fortschritte machen wird. Die Meyerschen Gedichte standen schon auf meinem Weihnachtszettel. Der „Hans Kirch“ ist inzwischen als Buchausgabe angelangt und liegt hier bei. Sie lesen ihn aber nun mir zuliebe noch einmal als Ganzes; eine gewisse Genugtuung ist mir, daß man mir hierbei als Wirkung eine kräftige, tragische Erschütterung zugegeben hat. Von meiner neuen Arbeit liegen etwa sechzig Seiten Reinschrift dieses Formats vor: die Gemütskrankheit (ich schrieb Ihnen von diesem Stoffe) gibt übrigens nur die Veranlassung zu einer Schuld, und diese, nicht die Krankheit und deren Heilung, was nach meinem Gefühle widerwärtig und für die Dichtung ungehörig wäre, gibt das organisierende Zentrum. — Wenn Sie übrigens sagen, daß Sie die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, nicht lieben, so meine ich doch, daß ein solcher in der Menschennatur liegender Prinzipalkonflikt der Dichtung nicht vorbehalten bleiben darf; nur muß man der harten Kraft oder, wie es sonst richtiger zu bezeichnen ist, des Vaters auch etwas Derartiges in dem Sohn entgegenstellen; es scheint mir hierbei wie überall

darauf anzukommen, ob's einer machen kann; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß ich es konnte. Übrigens habe ich den Vater als Hauptperson im Auge gehabt; er sündigt und er büßt; nehmen Sie es nicht zu genau mit diesen spezifisch christlichen Ausdrücken.

Das Weihnachtsfest wird hoffentlich schon geraten; denn ich habe meine Gesundheit wieder; war ich so mager, daß ich Mützen auf meine Knochen hängen konnte, so würde das jetzt das allergrößte Kunststück sein; sogar etwas von dem Klange meines einst silbernen Tenors ist wieder in meiner Stimme. Der Märchenzweig soll nicht fehlen; ja es wird noch etwas ganz Neues zwischen den dunkeln Tannenzweigen zu sehen sein: ich werde ein Dutzend künstlich gemachter Vögel — ich muß unserm Petersen noch schleunigst diese Quelle nachweisen — aus Gotha beziehen; und am 21. Dezember schreibe ich an Gottfried Keller.

Gestern Abend übrigens kam ich mit meiner Frau nach neuntägigem dortigen Aufenthalte aus Hamburg, wo wir erst einige Tage im Hotel, dann bei Freunden, wahren Elitemenschen, zubrachten. Heiter fuhren wir aus, und ebenso sind wir in unser behagliches Heim zurückgekehrt.

Heinrich Seidel, den Sie in Ihrem Briefe vom 22./9. d. J. erwähnen, ist mir auch lieb; seit einer langen Reihe von Jahren schickt er mir seine Bücher, und obgleich ich nach bestem Wissen oft recht scharf mit ihm ins Gericht ging, ist er mir

immer anhänglich geblieben; er ist ein fein und gesund empfindender Mensch, und fast jedes seiner Bändchen bringt etwas Liebenswürdiges; so früher „Daniel Siebenstern“ (zuerst in der Gartenlaube), „Die Nebeldroschke“, das plattdeutsche „Hans Peiter Semmelmann“ ꝛc. Was Sie von Erich Schmidt sagen, hat mich auch gefreut; er ist im Leben wie in der Wissenschaft ein tüchtiger und durch und durch wahrhaftiger Mensch, dabei sieht er frisch und teilnehmend aus seinem Studierstubenfenster in die flutende Welt hinaus; er wirft sich auch selber mit in den großen Strom. Das alles ist schon etwas.

Unser Paolo, der ganz lebensmutig zu sein scheint, schrieb mir vor meiner Hamburger Reise, Sie würden ihn in München besuchen; scheint ja denn aber nichts davon geworden zu sein, von wegen der zu vielen 1½ Zoll Pantoffeln.

— — Eben erzählt mir meine siebzehnjährige Gertrud, die in unserer Abwesenheit mit Dodo, der jüngsten, im brüderlichen Hause hier in Kost und Pflege war, sie habe dort das „Sinngedicht“ gelesen. „Ich mochte es furchtbar gern lesen; aber einige Scheußlichkeiten sind darin,“ sagte sie ganz fröhlich, während noch der Nachgenuß von ihrem jungen Gesichtlein leuchtete; und ich freute mich, daß sie an diesem braven Stück solch redliches Gefallen hatte. Unser Paolo sagt von der Jugend: „Die müssen wir festhalten,“ und hat damit ja nicht ganz unrecht. (NB. Ich bin immer zweifel=

haft, ob ich das letzte Wort groß oder klein zu schreiben habe; beides ist wohl zu rechtfertigen.) — — —

— Erfreulich war Heyses neuer Novellenband, der mir außer Bekanntem „Unvergeßne Worte" bringt, die hoffentlich munden werden.

Also machen Sie's gut, wie der Eichsfelder sagt, und lassen Sie mich im nächsten Briefe etwas Näheres von Ihren Arbeiten hören; auch wie Ihr altes Geschwister den Umzug mit seinen unliebsamen Verzierungen überstanden hat; sie sollte noch ein rechtes Stück Weges mit Ihnen aushalten. Meine Frau und Ihre junge Verehrerin, die Gertrud, denen sich aber auch das Nestküken Dodo anschließt, empfehlen sich freundlichst. Die zwanzigjährige Elsabe (Ton auf der ersten Silbe) ist bei der Schwester Lisbeth im Heilighafner Pfarrhause, wo mir eine Großvaterschaft erblüht ist.

Wie immer, lieber Freund,

Ihr Th. Storm.

39. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
22. Dezember 1882.

Da bin ich, lieber Freund, um Ihnen, so gut es durch so viel Ferne geschehen kann, zu dem mir ewig jungen Kindheitsfeste die Hand zu schütteln. Unten spielt meine Jüngste allerlei süße Melodien,

und im ganzen Hause weihnachtet es sehr. Zwei Tage lang nichts als Kisten gepackt und Pakete gemacht und Weihnachtsbriefe an Alt und Jung in alle Welt gesendet; ich habe diesmal nur meine zwei Jüngsten, die Gertrud und Dodo, zu Haus, und morgen kommt aus Varel noch mein Musikus, das heißt Musiklehrer. Aber die breitästige, zwölf Fuß hohe Tanne steht schon im großen Zimmer, an den letzten Abenden ist fleißige Hausarbeit gehalten: der goldene Märchenzweig, dito die Traubenbüsche des Erlensamens und große Fichtenzapfen, an denen diesmal lebensgroße Kreuzschnäbel von Papiermaché sich anklammern werden, während zwei desgleichen Rotkehlchen neben ihrem Nest mit Eiern im Tannengrün sitzen, feine weiße Netze, deren Inhalt sorgsam in Gold- und andere nach Lichtfarben gewählte Papiere gewickelt ist, alles liegt parat, und morgen helfe ich den Baum schmücken.

Wenn dann aber am Weihnachtsabend die Lichter brennen und die Kinder ihr Weihnachtslied anstimmen, dann überfällt's mich doch: Wo sind sie alle, die sich einst mit mir gefreut? — Antwort: wo auch ich bald sein werde. — Und das Geschick deiner Lieben? — Ein ewiges Dunkel für dich.

Lieber Freund, ich werde sentimental, und das schickt sich eigentlich nicht für alte Leute. Also will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich mir C. F. Meyers Gedichte und, um ihn nach Gebühr zu

ehren, auch seinen Jürg Jenatsch zu Weihnacht geschenkt habe. Letzteren habe ich noch nicht, in ersterem aber schon manches und mit rechter Freude gelesen, auch wiederholt schon vorgelesen, wozu sich die Sachen, wie Sie schon schrieben, teilweise besonders eignen. So von dem Wenigen, was ich noch gelesen, „das Münster“, „der Hengert“, „Erntegewitter“; es wird sich noch manches finden. Wenn Sie aber früher meinten, der Band werde eins der formell schönsten Liederbücher werden, so werden Sie jetzt, wo es vorliegt, wohl anders denken: Ein Lyriker ist er nicht; dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung, oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst. Sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage, so in dem Gedichte „Die gezeichnete Stirn“, auch trefflich zum Vorlesen. Mich freut der Besitz dieses Buches, man hat doch einmal wieder etwas in der Hand, was bei einer Gedichtsammlung lange nicht der Fall gewesen ist. Sorgen Sie nur, daß die Ihre wenigstens im nächsten Jahre kommt; ich bin um so neuer dazu, weil ich die beiden Bände von 1846 und 54 besitze.

Doch genug für heute. Die Meinen grüßen Sie mit mir. Möge auch über Sie die Märchenstille dieses Festes kommen, einerlei ob von dem Kinde in der Krippe oder von unsern alten schönen Götterfrauen, die in den Zwölften Umzug halten! Vor allen Dingen auch möge Ihr treu Geschwister

sich mit Ihnen in gefestigter Gesundheit der Festes-
ruhe freuen!

Ich grüße Sie herzlich.

Ihr Th. Storm.

40. Keller an Storm.

Zürich, 5. Januar 1883.

Lieber Freund! Endlich komme ich auch nach-
gehumpelt mit meinen Rückständen, wozu ich die
Glückwünsche pro 1883 für Sie und Ihr ganzes
Haus nicht rechne, da sie zwölf Monate lang und
wieder in das neue Jahr hinein gelten sollen.
Aus Ihrem Novemberbriefe hab ich ersehen, daß
auch Sie einen Fall getan haben, zu dessen Unge-
fährlichkeit ich nachträglich Heil wünsche; ferner,
daß man dort die Treppen mit Milch wäscht oder
bohnt, was man hier im Alpenlande ungefähr so
ansehen würde, wie wenn ein reicher Herr in
Rheinwein badet, um seine Beine zu stärken.

Für das schön geratene und geputzte Buch der
beiden Kirchs danke ich bestens; es ist nun alles
in der Ordnung und die Erzählung trotz der ener-
gischen Steifstelligkeit von Vater und Sohn eine
recht nachdenkliche und elegische. Das arme treue
Kind in seiner einsamen Stellung auf der Grenze
der Anrüchigkeit erregt ein echtes Mitgefühl 2c.
Nun erwarten wir mit frohem Mute das Nächste.

„Einer hat Unrecht", hab ich, glaub ich, auch immer groß geschrieben, nicht aber „es ist unrecht". Jetzt scheinen aber alle solche Formen als Composita behandelt zu werden, wie standhalten 2c. Es geht indessen in den alten Tagen mit der neuen Schmierage leichter als ich geglaubt habe. Ich lasse die Th's in Briefen oft schon absichtlich noch stehen, zu meinem Privatvergnügen. Ich erinnere mich genau, wie man uns in der Kinderschule eines Tages eröffnete, daß das Ypsilon in frei, sei, bei 2c. nun abgeschafft sei, und wie ich fast von Stund an keine Rückfälle that oder tat. — —

Heyse beklagt sich über die wachsende Belästigung, und was mich an meinem geringen Orte betrifft, so erdulde ich das Schändlichste in letzter Zeit. Immer sind zwei bis drei alte Kerle und noch etwa ein halb Alter vorhanden, die nach erfüllten Berufs- und Lebenspflichten vom Teufel geplagt werden, mich zur Geltendmachung ihrer poetischen Velleitäten zu benutzen, sich nicht abmahnen oder beruhigen lassen, sondern mich zu mündlichen und schriftlichen Disputationen zwingen wollen, um meine Meinung, daß es nicht opportun sei, zu beweisen und abermals zu beweisen, und schließlich in allerhand Anzüglichkeiten verfallen, nachdem sie mich erst gelobt haben. In München bin ich allerdings nicht gewesen, werde aber dafür im Frühsommer hingehen, wo dann große Gemäldeausstellung ist und die Tage länger sind. Paul Heyse schrieb mir übrigens dieser Tage plötz-

lich wieder von Schmerzen, die er erleide. Nichtsdestoweniger ist er immer tätig und hat wohl auch recht (sehen Sie, das kleine „recht" kam mir nun doch unbewußt, also gewohnheitsmäßig). Er könnte noch lang herum liegen, und am Ende vergeht das Übel von selbst.

Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck jedenfalls aus Versehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der Jenatsch wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famosen Stoff ist alle Ehre angetan, bis auf den dämonischen Ritt der rächenden Mörder an dem Fastnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anschauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilhieb des Frauenzimmers am Schlusse. Die Überlieferung sagt zwar neben dem historischen Teil von etwas dergleichen; allein dort ist nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein ist, sondern bloß von einer derben Bluträcherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat.

Von Heyses neuen Novellen waren mir die zwei ersten, die unvergeßbaren Worte und die Eselin noch unbekannt. Beide haben mir sehr gut gefallen. Die „Worte" sind eine fein gedachte und gegebene Geschichte, die an die reinen Proportionen jener Villa Rotonda bei Vicenza erinnert, von welcher sie ausgeht. Ich habe das Gebäude in einem Bilderwerk aufgesucht. Heyse hat auf seiner letzten Reise mit seiner Frau für den Palladio geschwärmt

und also die Novelle sozusagen auf der Durchreise abgepflückt, trotz der ungeheilten Schmerzen. Die Eselin ist mir lieb, weil sie zu den wenigen guten Produktionen gehört, welche von dem leidenden Tiere handeln. In einer neugegründeten „österreichischen Rundschau“ hat er schon wieder den Anfang einer neuen Novelle von origineller Erfindung, so viel ich beurteilen kann. Es scheint mir überhaupt, daß er mit Plan darauf ausgeht, in dieser Form ein umfassendes reiches Weltbild zu liefern, was ihm gewiß gelingen wird, wenn er es auch nicht auf die Hundert bringt.

Jetzt muß ich aber noch an unsern Regieriger von Schleswig schreiben. Er hat mir seine Weihnachtstage und namentlich auch die Ausrüstung seines Christbaumes ausführlich dargestellt, so daß ich den fernen nordischen Julschein zu sehen glaubte; dies alles in einem großen Brief auf einem alten Kanzleifoliobogen, den er mir unverschlossen übersandte, wahrscheinlich aus einem uralten nordischen Aberglauben.

Dagegen hat Ihr Heinz Kirch-Paketchen einen andern Zauber entwickelt. Weil es versiegelt war, so kostete es das Porto von zwanzig Briefen. Sie hätten den Brief extra adressieren und das Paketlein bloß mit einem Zwirn oder Kreuzband umwickeln sollen. Das lassen Sie sich aber nicht den Kaffee verderben. Ich sage es nur, weil ich hoffe, noch manche Edition von Ihnen zu bekommen, und damit alsdann die dienstbaren Elfen, die der-

gleichen wahrscheinlich besorgen, eine kleine Erfahrung gewonnen haben. Oder sind Sie selbst der jugendliche Heißsporn und Ignorant unserer heilsamen Postanstalten? Doch nicht! Denn bisher haben Sie alle Bücher vortrefflich kreuzbandmäßig und wohlbehalten überliefert. Aber genug des Gebelfers!

Freuen Sie sich Ihrer Tage und genießen Sie die Familien- und Freundesgastereien recht ausgiebig, in denen Sie jetzt vermutlich begriffen sind. Aber jedes Jahr etwas vorsichtiger! Ich weiß nicht, wie Sie's selber halten; ich weiß nur, daß sich die guten Leute beim Entrainieren und Aufnötigen den Teufel um unsere alten Häute kümmern. Und nun leben Sie wohl bis zum nächsten Mal und seien Sie gegrüßt von

Ihrem Gottfried Keller.

41. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
13. März 1883.

Lieber Freund Keller!

Der Grund meines egoistischen Schweigens lag in der düfteligen Winternovelle, die diesmal gar nicht von den Fingern lassen wollte; nicht mal einen Titel konnte ich ihr ersinnen und schrieb schließlich, als ich sie Sonnabend an die „Deutsche Rundschau“ abschickte, als Nottitel „Schweigen“

darüber, obgleich ich dafür halte, daß man keine das Thema andeutenden Titel wählen soll, da sie den Leser hindern, der Darstellung unbefangen zu folgen; aber es hat mir bis jetzt nichts Konkretes passen wollen. Wenn Sie das Machwerk demnächst lesen, so halten Sie, bitte, mit dem Derbsten nicht zurück; ich glaube, es wird mir jetzt wohltun, einmal recht geschüttelt zu werden; vielleicht sehe ich dann: war es der spröde Stoff, oder war es die sinkende Kraft? Vielleicht war es ja beides.

Sie sehen wohl, lieber Freund, daß ich mit Zögern nur mich dem Bekenntnis meiner sündigen Dummheit nahe; das mit der kostbaren (d. h. für Sie) Paketsendung; ich war es selbst, wohl auch ein lapsus senilis, und ich weiß kein Mittel dagegen, als daß Sie die Geschichte durch recht viele unfrankierte Briefe nach Hademarschen wieder ins Gleiche bringen. Ich will's übrigens nicht wieder tun; aber — bei Ihrer guten Schwester, bei der ich mich jetzt um allen Kredit gebracht zu haben fürchte, müssen wirklich Sie, der Geschädigte selbst, ein gutes Wort für mich einlegen. Ich möchte auch Ihr treu Geschwister mir dauernd freundlich wissen; ich habe in der Beziehung meine Schwächen.

Ihr Kampf mit den alten Feierabendsdichtern ist ja sehr ergötzlich; nun bin ich aber endlich begierig, wie es denn mit den ipsissimis operibus steht: die Gedichte, der Roman, die in Novellen zu verwandelnden Dramen-Embryonen! — ein beneidenswerter Reichtum; lassen Sie bald einmal

hören, wie eins oder anderes gediehen ist. — Bei Erledigung der Gedichte wird ja nun der junge Lenz bald helfen. Haben Sie auch in Ihrer neuen Wohnung Reben, die Ihnen in die Fenster duften werden? Ich habe vor diesem letzten hahnebüchenen Froste schon meinen Garten mit einem Apfelbaum, zwei Birken, einer eßbaren Kastanie und drei kräftigen Geißblattsträuchern, die ich besonders liebe, vermehrt.

Am Sylvesterabend traf denn richtig der Erich Schmidt ein, frisch und kindlich wie ein Studente, und blieb auch noch den Neujahrssonntag. Wir empfingen ihn — der Zug kommt hier nachmittags sechs Uhr — am Weihnachtsbaum, der noch in seinem vollen Schmuck bewahrt gehalten war, und an dem alle (neuaufgesteckte) Kerzen brannten. Und sichtbar empfing ihn der „nordische Juulschein" wie ein Zauber, der augenblicklich heimisch macht. Wir kannten uns freilich von Würzburg in Person; aber die Wirkung war eine völlig allgemeine. Ich fand wieder bestätigt, was ein innerlich bescheidener, herzerquickender Mensch dieser junge Freund Erich ist.

Aber — Ihr alle, die Ihr mir die Liebsten seid, lebt in fast unerreichbarer Ferne, und — nun, ich bin ja doch wenigstens seit dem letzten Briefe auch noch meines lieben Meister Gottfrieds Maximiliansbruder geworden, wobei natürlich Heyse den Draht gezogen. Hab mich auch schön bei ihm bedankt.

In betreff „Eselin“ und „Unvergeßbaren Worte“ stimme ich mit Ihnen unter dem Vorbehalt, daß mir jene „Worte“ selbst aber bei dem Charakter der Heldin nicht recht möglich sind; sie scheinen mir vor der Novelle dagewesen und dann an den dazu gefertigten Platz hineingesetzt zu sein; ich habe mich gegen dies Gefühl nicht wehren können. Die „Worte“ aber zugegeben — wie die mir immer gewaltsam scheinende Exposition des „Lear“ — dann ist alles in Ordnung, oder vielmehr sehr schön.

Also — vom 5. bis 17. Januar waren wir, ich cum uxore und die Dodo, der Backfisch, in Husum; ich hatte aber vorgewirkt, daß alle die guten Freunde die „Storm-Saison“ etwas sachte angehen ließen, und so bin ich leidlich durchgekommen und hoffe auf einen besseren Sommer, als den vorigen. Augenblicklich ist ein Neffe, ein netter Realprimaner bei uns auf Winterfrische, und wir haben die fünfaktige Tragödie „Kasimir oder Jaromir“, die Kartoffelkomödie, weil nämlich weder Menschen noch Puppen, sondern Kartoffeln die Schauspieler sind, schon dreimal, jedesmal mit größerem Erfolge, aufgeführt. An grotesker Lebendigkeit übertreffen diese Schauspieler das beste Policinelltheater.

Nun aber vertreibt hoffentlich bald die Gartenarbeit solche hochromantische Beschäftigungen.

Den „Jenatsch“ erhielt ich neulich von meinem Toftlunder Amtsrichter, dem ich ihn vor dem

Selbstlesen geschickt hatte, zurück. „Ich beneide dich um den Genuß,“ schrieb er, „der dir noch bevorsteht, wenn er in seiner dunkelglühenden Majestät auf mächtigem historischem Schauplatz an dir vorüberschreiten wird.“ Besonders imponiert hat ihm die Szene mit dem spanischen Statthalter in Mailand; nur das Ende gefällt ihm nicht.

Nun habe auch ich das Buch in der Familie gelesen und sage auch: eine grandiose Leistung, vorbehältlich — wie ja jeder fühlen muß, des Schlusses. Der ganze äußerliche Apparat mit dem Karnevalsbären ist mir schon zu gekünstelt für eine Schlußszene, die zu dieser Geschichte notwendig groß und einfach verlaufen muß. Dann, abgesehen von der Roheit dieser richtigen Fleischhauertat gegen den blutend zu Boden liegenden, mutet uns der Verfasser, nachdem er die Rächerpflicht mehrmals etwas kühl in der Heldin hat auftauchen lassen, auch noch zu, ein anderes Motiv damit zu kombinieren: das der Liebe, welche den Geliebten, da es nun einmal zu Ende muß, wenigstens von eigener Hand und nicht von Mörderfaust will sterben lassen. — Der Verfasser hat sich hier offenbar zwischen dem (nach Ihrer Mitteilung) Gegebenen und seiner eigenen Umbildung desselben in der Klemme befunden. Trotzdem ist es für mich weitaus sein Bestes; aber es kommt dem Dichter auch nicht immer, vielmehr recht selten, ein so ihm mundgerechter Stoff.

Man müßte ihm sagen, er müsse einen besseren Schluß schaffen: es ist zu schade um das schöne Werk.

„Die Gedichte sind mäßig“, schreibt mein kritischer Filius; ich hab ihm geschrieben, er soll sie nochmals lesen. Richtig ist, daß man in vielen, vielleicht der Mehrzahl, noch die Arbeit fühlt. Aber, trotzdem —. In dem Abschnitt, er ist ja wohl „Liebe“ betitelt (das Buch ist noch in Toftlund) habe ich das meiste mir Zusagende gefunden.

Eine neue Art Arbeit für mich ist ein dann und wann aus Dänemark eintreffender und von mir zu beantwortender Fragebogen, von dem Übersetzer meiner Novellen, von denen in diesem Jahr der erste Band erscheinen soll. Ich bekomme sogar pro Bogen 10 Mk. Honorar, während man unserm Heyse dort seine beiden Romane so unter der Hand weggedruckt hat. Der liebenswürdige Übersetzer ist Realschuldirektor in Lemwig und hat seine Knabenzeit in Husum verlebt, wo sein Vater an unserer danisierten und in eine Realschule verwandelten alten „Gelehrtenschule“ (jetzt Gymnasium) Lehrer war. Diese Korrespondenz mit dem gewissenhaften und recht findigen Übersetzer ist mir ganz angenehm; augenblicklich liegen mir auch Korrekturbogen vor. „Die große liberale Partei des Volkes,“ schreibt er mir, „sieht jetzt vernünftigerweise ein, wie sehr wir in Deutschland wurzeln, und streckt gern die Hand zur Freundschaft aus.“

Doch für diesmal genug; geben Sie bald ein

Lebenszeichen, zu meiner und der Meinen Freude, die Ihre Grüße aufrichtig erwidern.

Ihr Th. Storm.

42. Storm an Keller.

(Postkarte mit Antwortkarte.)

Hademarschen, 5. Mai 1883.

(Geburtstag einer geliebten Toten.)

Lieber Freund Gottfried, mich verfolgt wespenartig ein beunruhigender Gedanke, und deshalb muß ich diese Karte schreiben: nämlich der, daß es mit meinem Briefe vom 14. März an Sie wieder einmal nicht richtig sein könne, daß er zu dick oder, Gott weiß was gewesen. Bitte, schonen Sie mich nicht, sondern lassen Sie mir auch die fürchterlichste Wahrheit auf der Antwortskarte breviter et distincte zukommen. Gewißheit geht doch über alles. Könnte ich dazu auch noch etwas über Sie erfahren, so würd ich's mir zum reinen Gewinn rechnen und jedenfalls über Verdienst. — Sollten Sie in der „Deutschen Rundschau" mein „Schweigen" gelesen haben, was vielleicht mit einem gegen mich gerichteten Ausrufungszeichen zu versehen wäre, so nehmen Sie es bitte, noch nicht ganz sicher für den hereingebrochenen Altersbankerott. Ich muß fiedeln noch 'nen Zug. Die Mängel freilich liegen obenauf. — Der Frühling kommt sehr langsam, mit Eis in den Nächten; aber er kommt!

Am letzten April sah ich mit Dunkelwerden aus meinem Zimmer meilenweit hinaus die Maifeuer brennen: unbewußt opferte das Volk seinen alten Göttern; heut morgen im Garten hörte ich lange dem Gesang des rotbrüstigen Hänflings zu, der in einem jungen Apfelbaume saß: und dann kam sie selbst, die Nachtigall und sang und singt noch jetzt zum erstenmal in meinem Garten, und mir ist, als müßte ich zu meiner toten Mutter laufen und ihr das erzählen. Ich grüße Sie herzlich.

Th. Storm.

43. Keller an Storm.

Zürich, 19. Mai 1883.

Lieber Freund! Ihr Zwangsmittel mit der Antwortkarte hat, wie Sie gesehen, nichts geholfen. Da die Schreibeseite der Karte von Poststempeln und den ungewaschenen Händen der überliefernden Kräfte beschädigt war, konnte ich sie nicht benutzen und kam daher von der Idee der umgehenden oder postwendenden Antwort ab.

Die Geschichte wegen des Portounfalles hätte ich Ihnen gar nicht schreiben sollen: es geschah auch nur, weil ich um die gleiche Zeit ein Büchlein ganz auf gleiche Weise aus Berlin zugeschickt erhielt, das ich für das erlaufene Porto gerade dreimal zum Ladenpreise hätte kaufen können. Das hatte aber ein junger Buchhändler und Geschäfts-

mann getan, woraus Sie zu Ihrem Troste ersehen, daß nicht Altersschwäche der Grund des Unglückes ist, sondern jugendlich rosige Unaufmerksamkeit gegenüber den heilsamen Institutionen der Weltpoststaaten, die hoffentlich das Vorspiel der einstigen Weltrepublik sind.

Altersspuren kann ich auch in Ihrer neuen Novelle nicht entdecken, die ich nun mit großem Behagen gelesen habe. Es ist ja alles mit sicherer Hand und Lebendigkeit gezeichnet. Vom ärztlichen Standpunkt aus könnte man vielleicht sagen, der Held sei ja in der Tat nicht geheilt, so lang er zum Selbstmord greife; allein durch das Dunkel, in welchem Sie den früheren kranken Zustand lassen, ist für die nötigen Voraussetzungen freier Raum gewonnen. Sie haben ganz recht, nicht eine psychiatrische Studie zu liefern, sondern sich an die allgemein poetische Darstellung eines seelischen Vorganges zu halten, die nicht für eine medizinische Zeitschrift bestimmt ist.

Von Paul Heyse werden Sie das „Buch der Freundschaft" auch erhalten haben. Es sind wieder drei trefflich symmetrisch gebaute Geschichten. Nur hätte ich in der ersten die gänzliche Erniedrigung der Karyatide durch den schlechten Kerl lieber vermieden gesehen. Aber so sind wir: gewisse Geschäftsverletzungen tadeln wir immer an andern und begehen sie selbst.

Zu dem Maximilians-Orden wünsche ich Ihnen schönstes Glück, da die Art, wie man ihn

erhält, eine wirklich artige ist, nämlich rein durch freundschaftliche oder genossenschaftliche Neigung. Ich selber habe ein paar Unannehmlichkeiten dabei gehabt, indem sozialdemokratische Schimpfblätter mich, als ich mich in irgend einer Sache mußte vernehmen lassen, sofort einen Ordensjäger und Fürstendiener nannten, obgleich ich auf eine erste Anfrage Heyses, als ich noch im Amte war, die Sache umgehend abgelehnt hatte, ohne ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Ich habe immer noch mit dem Druck der Gedichte zu tun, deren letzte von den zirka dreißig Bogen noch im Satze sind, und kann daher erst in ein paar Wochen mit ungeteilter Kraft an den Roman gehen, der jetzt wieder obenauf ist. Ich muß vor der Hand abbrechen, werde mich aber bald wieder einstellen. Die unfreiwillige Korrespondenz mit den Faiseurs und Querulanten aller Art verbittert einem das Leben. Freund Petersen, den ich dies Frühjahr erwartet, habe ich auch noch nicht zu sehen bekommen. Leben Sie fröhlich mit den Ihrigen in Ihrem Besitztum. Die Schilderung der Aussicht Ihres Fensters macht mir immer den Mund wässerig. Vielste Grüße von

Ihrem G. Keller.

44. Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau,
13. September 1883.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Sie sich in währender Zeit einmal nach mir umgesehen, wo ich etwa möge geblieben sein; jedenfalls bin ich heute wieder da. Der Sommer beginnt zu herbsten, vor mir im Glase steht ein Strauß, von meiner Fünfzehnjährigen, der Dodo, mir gepflückt, der das bezeugt: zwischen Farrenkraut die schönen, glasroten Beeren des wilden Schneeballs und Eichenreiser mit schon großen Eicheln; auch sind die Besuchswellen vorläufig etwas verrauscht und die Reisen abgetan; die zu den liebsten Gästen gehören würden, Freund Heyse und Frau, werden wir wohl erst erwarten können, wenn „Das Recht des Stärkeren" über die nachbarliche Hamburger Bühne geht: da können sie denn am Ende, wie der Erich Schmidt, Sylvester bei uns feiern. Und was die beiden Weltendpunkte „Zürich" und „Hademarschen" anlangt, die kommen wohl nicht mehr zusammen.

Ich sitze hier oben in meinem mattresedagrünen Zimmer, schaue unterweilen einmal ins weite Land hinaus und muß an meinem Tische schon vor der goldenen Septembersonne retirieren, wenn ich mir nicht durch Herablassung des hellen Rollvorhangs „Sonnenschatten" schaffen will; ich bilde mir ein, dies gute Wort gemacht zn haben. Bald — denn

es ist noch vor zehn Uhr vormittag — kommt von Osten aus den Wäldern der Bahnzug herauf, und wenn er auf ein halbtausend Schritt dort unten mir vorbeifährt, schießt er zum Gruße seinen gellenden Tonpfeil in die Luft. Morgen wird der Zug mir, hoffe ich, dennoch ein paar liebe Freunde bringen: unseren „schwarzen Peter“ aus Schleswig (Sie kennen doch diesen seinen landläufigen Namen?) und den Husumer Landrat, den überaus trefflichen Grafen Ludwig Reventlow mit seinem Sohne, dem Münchener stud. jur., der auch im Heyseschen Hause wohl gelitten ist. Sie kommen, weil ich morgen — wenn noch eine Nacht bestanden ist — die 66 geholt haben werde. Als Vorfeier schreib ich heute diesen Brief an Sie und habe meine neue Arbeit „Grieshuus“ oder „Zur Chronik von Grieshuus“, die gestern bis zu einem ersten Ruhepunkt geführt wurde, beiseit gelegt. Ob es was wird, steht noch dahin: den Boccaccioschen Falken lass' ich unbekümmert fliegen und verliere mich romantisch zwischen Wald und Heidekraut vergangener Zeiten. — Nun muß ich doch Sonnenschatten machen; die Sonne scheint mir gerade aufs Papier. —

So. — Nächstens hoffe ich Ihnen den „Kirch“ und das „Schweigen“ vereint in der Oktavausgabe schicken zu können, wobei kein Malheur wieder passieren soll. Sie haben übrigens ganz recht mit Ihrem Einwand, daß (im „Schweigen“) der Held den Lesern gleichwohl nicht als geheilt erscheinen möge; das scheint mir aber nicht in dem beab-

sichtigten Selbstmord, zu dem auch andere Leute greifen, sondern mehr noch darin zu liegen, daß ich die Szene, wo er abends allein in seinem Zimmer ist, etwas zu scharf hinaufgetrieben und dann wohl die Wendung zum Heile nicht genügend vorbereitet habe. Der Vorwurf bleibt auch für die Buchausgabe, obgleich Sie sonst einige Änderungen darin finden werden.

Was sagen Sie zu „Don Juans Ende“? Nach der Wirkung, die ich beim Vorlesen damit erzielte, und der Art, wie ich als Vorleser mich dazu verhalten mußte, glaube ich, daß das Stück sich mehr als seine meisten anderen für die Bühne eignen werde, abgesehen von dem mir im Gedanken ganz richtig scheinenden Ausgange, richtiger: der allerletzten Szene, über deren wirkungsvolle Darstellung ich mir kein Urteil bilden kann. Die Konzeption scheint mir recht glücklich: die Klippe des Faustischen ist vermieden, die Liebe zum Weibe und zum Kinde liegen beide im Bereich auch des selbstsüchtigen Genußmenschen. Zwar merkt man im Anfang die Arbeit, und der Leporello und die Geschichte mit dem Kapuziner sind mir etwas schwach; aber der Gang der Handlung wird doch immer kräftiger. Wie ich höre, ist in Wien zur Aufführung Aussicht. In dem „Recht des Stärkeren“ ist die poetische Beredsamkeit eine durchweg größere; mich stoßen darin nur die sich nur von der Karikaturseite zeigenden guten Damen, und daß der arme Fernow, der einmal recht stark hervor-

tritt, doch gar zu schlecht fortkommt; nicht besser als mein Bernhard, den ich aber nach Möglichkeit im Hintergrund zu halten suchte. Freilich läßt Heyse sehr richtig seinen Fernow das Ungemach humoristisch nehmen.

Ihre 30 Bogen Gedichte haben mir imponiert; hoffentlich sitzen Sie schon kräftig im „Roman" und korrigieren von den Gedichten zwischenein nur noch die letzten Bogen; es verlangt einem allmählich, daß Sie die Stille einmal wieder unterbrechen.

Von mir will ich noch sagen, daß alles um mich munter ist; zu Anfang August, wo auch meine Heiligenhafener Pfarrfrau mit unserem einzigen Enkelkinde, einem braunäugigen, freilich erst zehn Monate alten Prachtmädel, hier war, reisten wir selbsiebent gen Norden nach Tondern und verheirateten dort unseren Ernst, den Amtsrichter zu Toftlund, mit seiner kleinen, tapferen Braut; und da es doch bei den zehn hübschen Brautjungfern und der Trauung in der alten Kirche durch den zweiundsiebzigjährigen Propsten, einen prächtigen, jugendlich empfindenden alten Herrn, zugleich tüchtigen Forscher unsrer Heimatsgeschichte — auf eine gewisse altväterliche Feierlichkeit abgesehen war, so hatte auch ich, um meiner unbedeutenden Person zu Hilfe zu kommen, mich mit dem schmucken Maximilian und dem bescheidenen roten Adler aufgeputzt, zum Vergnügen der jungen Frauenzimmer, auch in dem ruhigen Bewußtsein, daß ich das nachgerade schon riskieren könne, ohne wie Sie darum

bespuckt zu werden. Freilich, wir haben keine Republik; aber die Auflehnung gegen Gnadenzeichen (der Max ist freilich von Ihnen richtiger als Freundschaftsorden bezeichnet) steckt doch bei uns im Volke, und das möcht ich auch nicht anders wissen.

Doch nun Schluß für heute; noch etwas in den Sonnenschein hinaus. Frau und Töchter grüßen den Meister Gottfried und würden sich mit mir freuen, bald von ihm zu hören. Vergessen Sie dabei nicht zu melden, wie es Ihrer treuen Schwester geht, der ich mich freundlichst zu empfehlen bitte.

Ihr alter und getreuer Th. Storm.

45. Keller an Storm.

Zürich, 21. September 1883.

Es ist schön von Ihnen, liebster Freund und alter Lebensmeister, daß Sie meinen versprochenen Supplementbrief, der nicht zur Erscheinung kam, nicht abgewartet haben, ohne zu schreiben, und stolz bin ich darauf, daß Sie es am Vorabend des Geburtsfestes taten. Wäre es nicht zu spät gewesen und hätte ich gewußt, ob man Ihnen telegraphieren kann, ohne die Absendung eines Expressen (von Hanerau?) zu verursachen, so hätte ich's getan, um mich auch in die Gesellschaft einzuführen. Nun, meine guten Wünsche waren doch dort! Der Waldstrauß des Dodofräuleins, die Hochzeit mit den

zehn Ehrenjungfrauen und dem Pegasusorden ꝛc. sind ja alles herrliche Dinge; nur der Sonnenschatten, d. h. das betreffende Fenster, will mir nicht recht gefallen im Resedazimmer. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich nur Nordlicht in einem Arbeitszimmer haben, wie die Maler, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht vom ruhigen Schattensitze aus. Doch soll dies kein Gemäkel an Ihrem Vergnügen sein!

Den Namen des „schwarzen Peter“ habe ich noch nicht gekannt; er ist gut, wie alle solche Schnacken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind.

Nun haben wir uns also auf das „Grieshaus“ zu freuen, über welchem Sie hoffentlich Ihre Skrupel wegen des „Schweigens“ begraben werden. Sie werden sich so recht behaglich auf den Spazierwegen Ihrer alten Herrendomäne ergehen und dabei immer neu sein.

Im neuesten Rundschauheft hat Heyse eine schöne, neue Freundschaftsnovelle von eigentümlichem Reiz, der auf die übrigen Stücke begierig macht. Sie wissen wohl auch, daß er einen zweiten Band Freundschaftsgeschichten ausgeheckt hat? Bedenklich ist mir bei obiger Novelle, daß er eine extra Reise zur Besichtigung der Stadt Limburg unternommen hat, obgleich die Lokalfarbe sehr gut wirkt. Aber wohin soll eine solche Praxis führen? Wenn sie auch zeitweise verjüngt, so fürchte ich,

daß es sich schließlich damit verhalten könnte wie mit allen anderen Verjüngungsmitteln. Das ist freilich eine allgemeine Bemerkung, die ich um keinen Preis Freund Paul persönlich sagen möchte; denn er versteht im Punkte seines Fleißes keinen Spaß.

Seine neuen Dramen habe ich zum ersten gelesen und werde nächstens die zweite Lesung vornehmen. Bis jetzt ist mir das „Recht des Stärkeren" ein klein bißchen zu Gutzkowsch, was ich jetzt nicht definieren kann. Der „Don Juan" wird mit seinem Schlusse schon wirksam sein; wenn er szenisch gut arrangiert wird, so ist dieser Schluß glücklich und großartig gedacht, wie die ganze Idee. Der Umstand, daß ich kein Bedürfnis nach einem anderen „Don Juan" empfand als dem Mozartschen, wird freilich für mich durch die beste Tragödie nicht gehoben, was gewiß barbarisch ist. Allein ich kann mir nicht helfen: wenn die Librettisten hinter den Dichtern herlaufen, so sehe ich nicht ein, warum diese es jenen gegenüber ebenso machen sollen. Übrigens muß ich, wie gesagt, den neuen „Don Giovanni" Szene um Szene erst noch bedächtlich und mit Pietät mir aneignen.

Zu Ihrem dänischen Übersetzungsvergnügen gratuliere ich bestens; ich bin auf einer ähnlichen Station angelangt, da der Däne Holger Drachmann den „Grünen Heinrich" übersetzt hat, dessen Ausgabe im Oktober beginnen soll. Ich bekomme aber nichts dafür, wogegen ich auch keine Arbeit

zu leisten habe, was schon wegen Unkenntnis der Sprache nicht möglich wäre. Man sollte aber nachgerade dieselbe noch lernen, obgleich mir die neuesten Genies trotz allen Talentes nicht sympathisch sind. Es fehlt mir die Charis, die Sonnenwärme.

Die Gedichte sind nun glaube ich auf dem Wege der Versendung, wenigstens ist das Zirkular des Verlegers versandt. Ihr Exemplar wird Hertz Ihnen wohl demnächst schicken; es sind zweiunddreißig kompresse Bogen geworden, die keineswegs ein Kompendium der Logik enthalten, was ich absichtlich so gelassen habe, da das Leben mir so gewesen ist. Dafür sind's Verse! Aber was für welche, das ist die Frage; ich mache mir keine Illusionen über die nächste Aufnahme.

Der Roman ist ernsthaft in der Mache; die Wendung zum Schlusse schwebt aber mit ihrer Gestaltung noch immer in den Nebeln des Werdens, trotzdem die Lokalitäten und begleitenden Phänome sichtbar sind. So kann ich die Vollendung bei ein paar Monaten auf oder ab nicht zeitlich bestimmen.

Soeben (25. September) hat mir Rodenberg vom Genfersee aus auf morgen seine Durchreise in Zürich angemeldet; er wird auch nach dem Buche sehen wollen.

Diesen Sommer war der neue Stern Ernst v. Wildenbruch bei mir und hat mir seither fünf Stück Dramen geschickt, die allen Respekt einflößen. Sie machen den Eindruck, als ob sein seliger Mit-

bürger Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.

Meine Schwester dankt sehr für die Nachfrage; sie ist leider öfter leidend und wird jedesmal etwas schwächer, als sie vorher gewesen ist. Doch kann es, wie ich hoffe, immerhin wieder besser werden, wenn sie sich dauernd schont.

Sollten Sie den Regieriger von Schleswig baldigst sehen oder brieflich berühren, so bitte ich, ihn zu grüßen; nachher werde ich ihm selber schreiben.

Bitte auch angelegentlichst, mich im Damenzimmer resp. dem Frauenzimmer schönstens zu empfehlen als den Allen ergebensten

Gottfried Keller.

46. Keller an Storm.

Zürich, 23. November 1883.

Lieber Freund und Meister! Ich habe gestern endlich die Gedichte an Sie abgesandt, nachdem ich wegen des Modus in einige Konfusion geraten war, im Glauben, der Verleger würde es tun. Leider konnte ich Ihnen kein gebundenes Exemplar schicken, trotz des schönen Bandes, den Sie mir unlängst geschenkt und für welchen ich herzlichst danke.

Paul Heyse scheint auf seiner Theaterreise begriffen zu sein; sollte er bei Ihnen vorsprechen, so grüße ich einmal beide Herren zusammen aus der Ferne.

Die Widmung Ihrer „Zwei Novellen" an Do ist ganz allerliebst, wozu auch das Geheimnisvolle mitwirkt. Das Töchterchen muß ja unter dem Kränzlein ordentlich wachsen, und die ganze Herrschaft lacht gewiß vor Vergnügen, wenn sie sich die Neugierde der Welt, was die Silbe Do bedeute, vorstellt.

Doch will ich Sie jetzt Ihren Weihnachts- und Julfestprojekten überlassen, mit denen Sie ohne Zweifel schon eifrig beschäftigt sind, und wünsche tausend neue Ideen und gesunde heitere Tage dazu als

Ihr altes Inventarstück

Gottfried Keller.

47. Storm an Keller.

Hademarschen,
22. Dezember 1883.

Dank, lieber Freund, für Ihr gewichtiges Buch, das am 24. November mit mir von Hamburg reiste und dann allein weiter nach Husum, wo ich ihm zur Lebensstärkung den Rücken mit gutem Leder steifen ließ, so daß es mir nun schon halten soll. Ich habe zunächst meine Lieblinge darin aufgesucht und gesehen, wie die Wochenpredigt jetzt überall gehalten werden kann. Im übrigen sind S. 33, 64, 179, 410, 43 und etwa 379 meine Lieblinge bis jetzt geblieben. Das scheinen mir Sachen ganz für sich zu sein. Aber alle, denen aus Ihren

Prosasachen der Dichter und der Mensch wert geworden, müssen Ihnen für das Buch dankbar sein, denn man wandelt an demselben durch Ihr Leben; man sieht, wie Sie überall teilgenommen und doch überall der ganze ungeteilte und in gewissem Sinne einsame Mensch geblieben sind (S. 2 ff.). Es ist schön, daß jetzt alles so beisammen ist; ich danke Ihnen herzlich für dieses Buch.

In Hamburg sah ich mit Paul Heyse die erste Aufführung seines „Recht des Stärkeren“. Ich hatte auch meine Bedenken gegen das Stück und sie auch gegen den Autor vorher geäußert, insonders gegen die ganz unnötigen, schlechten Manieren der guten Gesellschaft contra die arme Candida; aber, wenn man mir später auch darin andrerseits beifiel, so entschied der Erfolg doch glänzend für den Autor; freilich war das Spiel sämtlicher Damen, für mich insonders die „Maja“, meisterhaft; auch das des „Konsul Koopmann“; „es ging ganz ohne Erdenrest auf“, wie Heyse sagte.

Übrigens ist mir, als hätte ich ihn und Frau kaum gesehen; nur zwei Tage vorher haben wir eine Stunde vertraut geplaudert; es waren zuviel Menschen um ihn, um mich. Nach Neujahr soll das Stück ja denn auch in Berlin vor sich gehen: möge es ebenso gelingen; wenn die Maja nicht so besetzt ist, wie in Hamburg, scheint mir der letzte Akt gefährdet, wovon freilich der alte Maurice nichts wissen wollte.

Eine Korrektur: nicht meiner fünfzehnjährigen

Dodo, sondern meiner Frau: Do (Dorothea) ist das Buch gewidmet; und da Sie Interesse daran genommen, so will ich Ihnen hinschreiben, was ich zuerst hingeschrieben, dann aber wegen zu großer Intimität zurücknahm:

Man warnt, das Glück bei Namen nicht zu nennen,
Es fliehe leicht und kehre nicht zurück.
Ich tat es dennoch; sterben kann mein Glück:
Doch eines kann es nicht: von mir sich trennen.

Daß ich in Weihnachten sitze, ist außerordentlich wahr; ich habe die letzten Tage nichts getan als packen: Kisten nach Wörth a. Main, Heiligenhafen, Toftlund, Husum &c. &c. Und nun noch einige liebe Kleinigkeiten: heute an Gottfried K.

Wir werden uns, lieber Freund, schwerlich je an Ort und Stelle aufsuchen, und wenn nicht etwa in Berlin oder sonst nördlich, schwerlich je die Hand reichen. Nun bin ich heute so glücklich, Ihnen wenigstens mein Haus in effigie senden zu können. Es ist eine Seitenansicht; die Front (Süden, etwas westlich) nach der zwischen Hanerau und Hademarschen liegenden Chaussee nicht sichtbar, obgleich dort hinaus die zwei Wohnzimmer liegen; das dritte, das Eßzimmer (nach Osten, etwas südlich), liegt vor Ihnen und öffnet eine Tür nach der an der Veranda liegenden Terrasse, zwei Fensterflügel nach der dunklen Nordostseite offen. Zwischen dem Hause und den davorstehenden Tannen ist ein Zwischenraum von 60—70 Fuß, ein großer Rasen zwischen zwei breiten Steigen; dicht an der

Veranda und Terrasse fünf junge Linden; gegenüber (nicht sichtbar), links eine (.⌒.) gebogene Planke mit gleichfalls fünf Linden; die Schieferbekleidung des Hauses haben die zwei nicht sichtbaren Seiten; doch sehen Sie den Anfang rechts, das Helle. Vor der nicht sichtbaren Seite nach Südost ist ein etwa 45 Fuß breiter Platz, von der Chaussee außer durch den Graben auf meinem Grundstück durch Hagedornzaun, eine Tannen- und eine Birkenreihe getrennt. Hinten schließen sich Wirtschaftsgebäude unmittelbar ans Haus. Der Garten geht rechts von Ihnen hinunter. Oben, wo das Fenster offen steht, mit dem Fenster links daran und das einflügelige (Aussicht auf den Wald und ins Gieselautal hinab) Fenster, das ist mein Zimmer, und ich hatte mich darin unweit des offenen Fensters gesetzt, bin aber nicht mitgekommen. Unten, hinter dem offenen Fenster, ist die Haustür. — Und nun schauen Sie sich's an und denken meiner freundlich.

Ich habe von Kindern nur meine 20jährige Elsabe und die 15jährige Dodo für den Weihnachtsabend; aber ein netter Schwager und Frau, ein Sanitätsrat, kommen, und Donnerstag nach Weihnacht kommt unser junges Ehepaar aus Toftlund, die die erste Weihnacht alleine wollten. So ist bis dahin alles gut.

Grüßen Sie Ihre Schwester und lassen Sie in nicht zu ferner Zeit von sich und Ihrer Arbeit hören. „Grieshuus" ist S. 86.

Ihr Th. Storm.

48. Keller an Storm.

Zürich, 26. März 1884.

Verehrter Freund, ich habe seit Weihnachten schon im Briefschreiben für das reine Vergnügen gestreikt und bin erst jetzt daran, das entstandene Gebirglein von Versäumnis und Undank völlig abzutragen. Jüngst war Petersen ein paar Tage hier; ich muß doch machen, daß mein Brief noch vor seinen mündlichen Grüßen bei Ihnen eintrifft.

Vor allem danke ich für das Bild Ihrer Behausung, das mir eine willkommene Vorstellung von Bewegung und Ruhe gibt, deren Sie sich erfreuen; ich sehe Sie ebenso deutlich um die Ecken des Hauses und aus den Gebüschen hervorkommen als hinter den Fenstern gemütlich sitzen oder stehen, im Winter sich des Schutzes des warm und fest gebauten Hauses versichern. Die Vegetation wird dies Jahr schon wieder einen artigen Schritt weiter gehen, und Sie werden noch vor dem siebziger Geburtstag auch einen schönen Schatten an warmen Sommertagen genießen.

Eine gute Ergänzung des Bildes war mir die Schilderung seines Besuches bei Ihnen, die mir Erich Schmidt aus Wien sandte, und ich habe den Aufsatz zweimal gelesen, da er eine so belebte Beschreibung Ihres Lebens während den „Jultagen“ enthält und sogar den goldenen Märchenzweig erglänzen läßt.

Von Paul Heyses Theaterfahrten werden Sie

wohl das Weitere vernommen haben. Sofern ihn glückliche Erfolge offenbar beleben und gesund machen, wäre die Sache gut und schön; da das Ding aber launenhaft wechselt und eine jedesmalige Reaktion auch nicht fehlen wird, so wünschte ich ihm etwas mehr Gleichmut, d. h. ich wundere mich ein wenig, daß er nicht genug Philosophie zu besitzen scheint, um die Dramen rüstig fort schreiben und sie dann ruhig laufen lassen zu können, wohin sie wollen. Freilich spreche ich wie ein Blinder von der Farbe, da ich in diesen Apfel nie gebissen habe und nicht weiß, falls ich es noch tun sollte, ob das Sprichwort: „Alter schützt vor Torheit nicht“, mich nicht auch noch träfe. Übrigens ist und bleibt Paulus auch auf den Brettern immer der Dichter par excellence.

Was meine eigene gereimte oder geverste Dichterei betrifft, so hat dieselbe unerwarteterweise ein ziemliches Geräusch gemacht und in der Beurteilung fast noch mehr Widersprüche erfahren, als sie selbst enthält, so daß das böse Gewissen, das mich plagte, gerade hierdurch einigermaßen beruhigt wurde. Das Richtigste, ohne es zu wollen, sagte einer am Schlusse seiner Kritik in der Konservativen Monatsschrift: Die Meinung, das Buch sei zu dick, d. h. ohne Auswahl zusammengestellt, sei nicht haltbar; denn es sei alles so gleichmäßig schlecht, daß entweder alles oder nichts habe gedruckt werden müssen. Hingegen sagt neulichst ein Berliner Gymnasiarch, ich hätte zu vieles beseitigt,

was hoffentlich sowieso wieder aufgebracht werden würde. Letzteres Diktum hat mich mehr geärgert als das erstere.

Meine Arbeiten haben sich bisher ziemlich auf dem Fleck herum gedreht, indem ich bald dies bald jenes vornahm und wieder liegen ließ. Der Grund ist, daß der Roman oder die größere Novelle, wie man es nennen kann, noch nicht klar und reif genug war und ich doch darauf sehen muß, nicht schon zu sehr abzufallen durch unbedachtes Abschließen. Jetzt wird letzteres aber doch in den kommenden paar Monaten stattfinden.

Leben Sie nun frisch und gesund in den anbrechenden Frühling hinein und gedenken Sie auch wieder des faulen Korrespondenten,

Ihres getreulichen

Gottfried Keller.

49. Keller an Storm.

Zürich, 9. Juni 1884.

Verehrter Freund und Stern im Norden! Da ich an den Ratsherrn in Schleswig einen Brief zu senden habe, so will ich im gleichen Zug noch einen Gruß an Sie mitgehen lassen, hauptsächlich, um Ihnen nachträglich meine Teilnahme an dem Berliner Huldigungsfeste zu bezeugen, das Ihnen so reichverdientermaßen dargebracht worden ist. Obgleich ich Sie noch nie von Angesicht gesehen, so

war ich doch hellsehend genug, Sie neben der preiswürdigsten Frau Do inmitten der feierlichen und geistreichen Versammlung zu schauen.

Jetzt denke ich mir Sie bei der gelinden und ruhigen Behandlung einer guten Frühsommerarbeit, wenn die Gartenpflege nicht zu starke Konkurrenz macht.

Ich bin immer noch an meinem Roman, wie ich eine dicke Novelle, die einen Band füllt, nenne, und bin ich noch nicht ganz sicher, ob ich ihn nicht nochmals weglege, um dafür die alten Novellen zu machen.

Paul Heyse will also definitiv zum Drama übergehen und der Novelle Valet sagen. Wenn er nur noch zehn Jahre schaffenskräftig ist, so kann er noch zwanzig Stücke machen bei seinem Eifer, und mit größerer Gesundheit, insbesondere, wenn es auf den Bühnen recht widerhallt. Aber ich hoffe sub rosa so recht persönlich, daß er auch stofflich und formell tüchtig ins Zeug geht und uns auch mit ein paar breiter angelegten Gebilden bereichert. Ich sehe nicht ein, warum sich nicht einer wieder einmal an eine Trilogie größeren Stils 2c. machen soll! Kurz, er kann noch alles mögliche leisten, wie er es ja schon getan hat.

Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine letzte Gestalt einer Zeitepoche oder Kategorie verschwunden, die nicht ohne heiligen Ernst, aber auch nicht ohne ein wenig überschüssiges Pathos gelebt hat.

Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit. Daß Ihnen sein „Jenatsch" Eindruck gemacht, ist sehr in der Ordnung: es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beilschlag der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie auch die Sage sie im Kriege sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Totschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!

Nun wünsch ich Ihnen wohl zu sein und gut zu leben nach eigenen und jeglichen vernünftigen Begriffen und empfehle mich bestens Ihrem Hause der Damen! Meine Schwester ist immer schwächlich und empfiehlt sich Ihnen ebenfalls.

Ihr Gottfried Keller.

50. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
8. (13.) Juni 1884.

Lieber Freund!

Das Datum hatte ich geschrieben, da wurde ich davon gejagt, und heute schreiben wir schon den 13. Juni. Somit habe ich Sie lange genug seit

Ihrem Brief vom 26. März in Ruhe gelassen. Eine sechswöchentliche Reise — Hamburg, Berlin allein; zurück mit Frau: Berlin, Schwerin, Hamburg, Husum — liegt dazwischen. Ich war in achtzehn Jahren nicht in Berlin gewesen, wo ich einst studiert, und in dessen Nähe ich ja von 1852 an, in Potsdam, drei Jahre lang gelebt habe. Ich habe dort fast zu viel Bekannte, Gelehrte, Künstler, Poeten, hohe Beamte, Industrielle, und habe noch mehr diesmal gemacht, bin aber gleichwohl doch mit leidlich heiler Haut nach Hause gekommen, so daß ich noch die silberne Hochzeit meines Bruders in Husum bestehen konnte. Daß die Presse mich dort etwas angefeiert, haben Sie vielleicht gelesen; ich suchte vergebens abzuwehren, weil, unter uns gesagt — die Berliner Literaten mir nicht eben sympathisch sind. Übrigens war der Abend ganz angenehm; nur dürfen Sie nicht glauben, daß ich dort gesagt, was die Zeitungen referiert haben. Lieb war mir, daß mein ältester Berliner Freund, Theodor Mommsen — ich kann verraten, daß er jetzt die Kaisergeschichte schreibt — mit dabei war und in zierlicher Rede den Toast auf meine Frau ausbrachte. Es war nämlich mit Damen; „sonst kommt er nicht," hatte einer aus dem Komitee gesagt.

Vielleicht ist es buchhändlerisch gut. Denn Paetel sagte mir, auf die Anfrage, weshalb doch meine in den letzten zehn bis zwölf Jahren edierten Sachen keine Auflagen machten, ja, es sei eigen=

tümlich, es würden von den Sortimentsbuchhandlungen immer nur die älteren Sachen verlangt. Der Grund scheint zu sein, daß, wie er sagte, mit ganz wenigen Ausnahmen, jetzt nicht mehr ohne Bestellung versandt würde, und so bleibe es bei dem Altherkömmlichen. Nicht sehr angenehm, wenn das Beste auf den letzten Teil fällt!

Wildenbruch lernte ich, aber nur ganz flüchtig, kennen; er hat nichts Ungewöhnliches in seinem Äußern, d. h. so flüchtig angeschaut. Im Königlichen Schauspielhaus sah ich seine „Karolinger“, und, wenn auch seine Charakteristik nicht eben scharf ist, er es mit der Wahrscheinlichkeit im Motivieren auch nicht zu genau nimmt und der Schwerpunkt auch eben nicht die Krone der Steigerung am Ende des Stückes bildet, mir war doch, besonders in Akt II, mitunter, als höre ich den Schritt der großen Tragödie; er weiß mit Massen zu operieren und auf nicht kleine Weise im einzelnen eine große dramatische Wirkung herbeizuführen. Ich nahm mir den „Harold“ mit, der mir fast noch besser gefällt. Die Komposition ist einheitlicher. Freilich ist die Drehung des Schwurinhalts — um seine Integrität zu retten — etwas künstlich. In Wahrheit war es wohl etwas anders.

14. Juni.

Wie froh war ich, liebster Keller, daß ich bei Empfang Ihres gestrigen Briefes den meinen doch begonnen hatte!

Für unsren Paulus habe ich jetzt ein etwas schwieriges Geschäft, nämlich auf seine Bitte seine drei Bände Gedichte durchzulesen und meine Meinung zu sagen, was nach meinem Bedünken bei einer Zusammenfassung in einen Band fehlen könne. Da nun aber seine, d. h. was man bei ihm Lyrik nennen muß, mehr vom Geiste als von der Empfindung aus geschrieben und nur durch die letztere quantum satis erwärmt ist, so sind eine Menge solcher fast gleichwertiger Sachen entstanden; denn der Geist ist weit ausgiebiger als — brauchen wir das alte Wort! — das Herz. Was soll nun fort? —

Geibel den Menschen habe ich allzeit hochgestellt, den Dichter nur sehr bedingt anerkennen können; ich gebe nicht mein „Oktoberlied“ für seine ganze Lyrik, d. h. eigentliche Lyrik. Das klingt freilich sehr hochmütig und darf nicht verraten werden. Bei seinem Tode schrieb ich den schlechten Vers in mein Notizbuch:

> Die Form war dir ein goldner Kelch,
> In den man goldnen Inhalt gießt —
> Die Form ist nichts als der Kontur,
> Der einen schönen Leib beschließt.

„Abschließt“ wäre das eigentlich Richtige. Ich möchte übrigens von Ihnen nicht mißverstanden werden, als ob ich Geibel nicht in seinen andern, nicht streng lyrischen Sachen respektierte. Das tue ich freilich.

Sie schreiben von dem Bilde meines Hauses; ich werde Ihnen, sobald ich Abdrücke habe, ein Bild von meiner werten Person dazu schicken, was in Berlin gemacht ist, so gut, wie noch niemals eines von mir dagewesen. Vielleicht haben Sie dann auch eins von Sich, das Ihnen für mich genügen würde.

Sie meinen, ich bin bei einer Frühlingsarbeit? Nein, ich drehe mich auch, wie Sie von sich sagen, auf dem Flecke herum. Ich habe gestern erst die — ich meine, vierte Durch- — zum Teil Umarbeitung des Buch II von „Grieshuus“ beendet, das mir nicht würdig dem Buch I gedeihen will. Jetzt aber sage ich mit Heyse: Transeat cum ceteris! Sonst schreibe ich neben der Gartenarbeit, doch wesentlich nur Begießen, vielleicht ein Sommernovellchen; leider spielt es in Florenz, und ich bedarf dazu fremder Hilfe.

Ich glaube, Sie müßten auch einmal nach Berlin und dann nach Schleswig-Holstein, um sich von dem Trubel zu erholen, zu dem „Ratsherrn“ — wie Sie ihn titulieren — in Schleswig und zu mir, hier die in grüne holsteinische Landschaft; das würde verjugendlichen, und nachher würden Romane und Novellen glatt vom Stapel laufen. Bedenken Sie Sich den schwierigen Fall noch einmal ernstlich!

Mit meiner Frau und den Kindern las ich vor der Reise die ersten drei Bände von Ihrem neuen „Grünen — den alten und die „Seldwyler“

hat mein Ernst im Frühling mitgenommen — nun sollen wir noch den vierten genießen.

Mein ganzes Haus grüßt Sie aufs wärmste. Pflegen Sie Ihre alte Schwester und machen Sie ihr meinen wärmsten Empfehl!

Ihr alter und getreuer Th. Storm.

NB. Ein Kundiger sagte mir gestern, man könne sich mit den Rundreisebilletts die Sache so zusammenstellen, daß die Reise II. Klasse von Hamburg nach Zürich und zurück nur etwa 76—80 Mark hin und zurück koste.

51. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
10. November 1884.

Lieber Meister Gottfried, wir haben lange nicht voneinander gehört; möge nun „Grieshuus“ und meine Photographie, die nur an der steif-geschrobenen Kopfhaltung leidet und mich dadurch mehr als billig wild erscheinen läßt, ohne Anstoß in Ihre Hand gelangen. Leider haben Sie meine Geschichte wohl schon im Westermann angesehen; hier erscheint sie nun noch ein wenig durchgefeilt. Sie ist ganz erfunden; ein kleines italienisches Motiv von fünf bis sechs Zeilen gab mir den Perpendikel-Anstoß.

Von Ihnen hat zu meiner Freude Paetel den neuen Roman für den gegenwärtigen Jahrgang angekündigt. Ich bin recht gierig, wieder einmal neue Prosa von Ihnen zu lesen; den „Grünen Heinrich" beendigte ich im Vorsommer mit meiner 19jährigen Gertrud, und wir hatten beide einen, wenn auch wahrscheinlich verschiedenen Genuß davon.

An meinem Geburtstag lag von Heyse ein Päckchen auf dem Tisch, und als ich ausschüttete, fielen vier Einakter heraus, drei Tragödien, ein Lustspiel. Am meisten haben mich davon „Simson" und „Ehrenschulden" interessiert. Das letztere scheint mir das Geschlossenste. Es muß in der Tat eine Reihe solcher Stoffe geben, wo nur in der letzten Entwicklung ein poetisch Brauchbares liegt, und es kommt dann darauf an, von dem, was sich sonst auf die Vorakte verteilen würde, das zum Verständnis Nötige in den einen Akt mit hinein zu weben, was unserem Verfasser, meine ich, hier vorzüglich gelungen ist. Im „Simson", der sonst die ganze Schönheit von Heyses Versdramen hat (Elfriede—Alkibiades), komme ich mit dem Charakter der Delila nicht zurecht. Heyse hat die Delila, die nach dem Buch der Richter eine Dirne ist, die Simson für Geld verrät, zur Fürstin gemacht, und nach der eindringlichen Darstellung muß man sogar annehmen, daß ihre Leidenschaft für Simson helle Flammen schlägt, wo er im Unglück und sie dem ihr widrigen Mann gegeben ist, man muß ihr ihren Rettungsplan und sogar die

recht künstliche Geschichte in Szene 8 glauben; denn welchen Grund kann sie haben, dem Simson noch einmal Liebe zu heucheln? Dann aber wird sie mir später zu leicht durch die Mutter beiseite geschoben. Ich bemerkte Heyse Ähnliches, und er meinte, eine solche falsche Auffassung würde einem Bibelkenner nicht beifallen; daß sie ein Racker sei, sollte wohl bekannt sein. Nun, dann hätte der Verfasser sie nicht darstellen sollen, wie er sonst nur seine Edelsten schildert. Es ist einfach mit ihm durchgegangen. Übrigens wollte er ändern, ein weniges.

Das Lustspiel „Unter Brüdern" kommt mir schwach vor. Ich meine übrigens, dies und „Ehrenschulden" sind schon aufgeführt.

„Sie werden die Sachen wohl auch schon kennen. —

So weit schrieb ich heute morgen; nun ist es Spätnachmittag, die Dämmerung fällt schon; die Ferne, die ich aus dem Fenster sehe, verdeckt fast nebliger Dunst; nur auf dem Walde, der sich ein paar tausend Schritt von meinem Fenster streckt, erkenne ich noch den gelbbräunlichen Schleier der letzten Herbsttage. Ich habe eben meine Lampen angezündet, die Hängelampe über meinem Sofatisch und eine andere, die auf dem Tische steht, den ich davorgeschoben habe und der in fröhlicher Sommer- und auch noch in der recht goldigen Herbstzeit am einflügeligen Nordfenster steht. Diese

Umstellung ist allezeit bei mir der Beginn des Einwinterns.

Ich bin allein zu Haus, ich höre die Einsamkeit ordentlich um mich summen; nur meine Kuckucksuhr pickt noch dazwischen. Wenn Sie hier wären, was würde ich Ihnen jetzt alles erzählen, was in einem Brief unmöglich ist. Etwas einsamer als sonst wird es für uns wohl diesen Winter werden; die bildschöne, stolze Tochter unsres Gutsbesitzers Dr. Wachs starb jählings im Spätsommer. Wie sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester abends elf Uhr lachend aus einer Gesellschaft bei einem alten Großonkel in der hohen Tannenallee dem Gutshof zugeht, wird ihr Lachen durch Husten unterbrochen; wie sie es untersuchen, ist Schritt für Schritt der Weg voll roten Blutes. Vierzehn Tage später begruben wir sie in dem kleinen Kirchhof, der von Bäumen dicht umschlossen in dem Gutspark liegt. „Hüte dich, schön's Blümelein!“ Das Haus wird nun stiller werden.

Man muß nachmittags keine Briefe schreiben, das ist die Zeit der Melancholie, zumal im Herbste und zumal im Alter.

Ich grüße Sie herzlich, und die Meinen schließen sich an. Ihrem lieben Schwesterlein meine verehrungsvolle Ergebung.

Ihr Th. Storm.

52. Keller an Storm.

Zürich, [19. November 1884.]

Lieber Freund!

Ihr letzter Brief vom 8. Juni lag eben vor mir, um mir die Gedanken etwas aufkratzen zu helfen, als Ihr neuer Brief eintraf und einige Stunden später auch das Grieshuus mit dem neuesten Insassen, dem Herrn Amtsgerichtsrat Theodor Storm, anlangte. Für alles nehmen Sie meinen besten Dank! Das Bild hat mich etwas überrascht, weil ich durch das kleine Profilbild im ersten Bande Ihrer Werke auf eine etwas andre Vollansicht in meiner Vorstellung vorbereitet war. Es mögen freilich 13—14 Jahre zwischen beiden liegen.

Das Grieshuus hatte ich auf unsrem Museum wohl gesehen, aber nicht gelesen, weil man in einem solchen Institute nicht dazu kommt, Romane zu lesen und Novellen zu genießen. Jetzt habe ich aber das Büchlein gleich hintereinander weg gelesen, und zwar nicht aus kritischer Neugierde, sondern zu meiner wirklichen Erbauung, und ich danke Ihnen nochmals für diesen schlanken Hirsch, den Sie mit ungeschwächter Kraft auf Ihren alten Heidegründen gejagt haben.

In der Spemannschen Zeitschrift sodann habe ich auch die neueste Geschichte „Marx" entdeckt und einen sehr guten Anfang von vier bis fünf Seiten

gelesen und will nun doch sehen, mir auf dem Lokale auch das Ende anzueignen.

Der verminderte Absatz von Einzelausgaben, von dem Sie mir schrieben, resp. dessen Begründung durch die Verleger scheint mir etwas kurios. Warum behalten die Herren einen neuen Gebrauch bei, der ihnen mit dem Autor nachteilig ist? Vielleicht entsteht durch das Nebeneinander von Gesamtausgaben und Separatbändchen, die in nicht langer Zeit auch in jene übergehen, eine Art Zwickmühle, in welcher allein der Autor auf unbekannte Art gezwickt wird. Es ist auch denkbar, daß gerade die treuesten „Verehrer“, nachdem sie eine Novelle in der Zeitschrift gelesen haben, die Separatausgabe nicht mehr kaufen, weil sie ja des nächsten Sammelbandes sicher sind ꝛc.

Paul Heyses Gedichtsammlung habe ich jetzt erhalten und misse bis jetzt, außer den Sprüchen, die er wohl später wo unterbringen wird, nichts. Heyse hat so manches wirklich schöne, rein lyrische Lied. Ich erinnere nur an das „Lied“ S. 146. Wer das machen kann, hat auch mehreres gemacht. Hätte er in seiner Jugend mit dem üblichen Band Gedichte begonnen, statt mit Novellen und Dramen, so würde die herrschende Klassifizierung mit Bezug auf seine Person schwerlich entstanden sein.

Hinwiederum rechne ich Ihr Gedicht „Geschwisterliebe“ nicht zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne; die zwei Schlußzeilen sind alles, und dies Alles ist die er-

greifendste Lyrik, die es geben kann; es stimmt jedes Herz, das nichts von Incest ahnt, weich und traurig und tröstet es zugleich.

Daß Paulus mit dem Erzählen in Prosa wirklich abgeschlossen zu haben glaubt, ist mir begreiflich, da er sich in dieser Produktion etwas überarbeitet hat. Man kann wohl hundert Novellen machen vom Umfang derjenigen der alten Italiener, aber nicht hundert kleine Romane mit ausgeführter Ausmalung.

Seine Einakter kenne ich noch nicht, ebenso nicht den Simson, welches Sujet mich überrascht. Gestern las ich schon wieder von einem vieraktigen Lustspiel, das versandt sei, von dessen Titel er nie etwas erwähnte. Es wäre in der Tat hübsch, wenn er noch eine recht ausgiebige Bühnenzeit erleben würde. Persönlich würde ich dabei auf ein paar oder mehr schwere reiche Dramen alten Stils hoffen, wo auch was drin steht; denn die jetzt beliebte Traktätchen-Dramaturgie fängt mich an zu ennuieren.

Wildenbruch, den Sie in Berlin kennen lernten, sah ich auch im vorletzten Sommer hier in Zürich, wo er mich besuchte. Es ist ein sehr liebenswürdiger und enthusiasmierter Mensch, dessen Dramen sich wohl noch mehr entwickeln werden. Nur hat er wunderliche Kunstprinzipien, so, wenn er vorgibt, er wolle mit dem Publikum gemeinsam arbeiten, sich nach seinem Geschmack richten 2c. Das heißt freilich, man wolle die Wirkung studieren, was an

sich recht ist; aber wer sind die, an denen man sie studiert? Würde man auch sonst tun, was denen gefällt?

Ich bin dies Jahr nun nicht weggekommen, erst wegen der Choleragefahr, da ich sie weder auf der Reise anzutreffen liebte, noch für den Fall meine Schwester allein im Hause lassen konnte, wo ich riskierte, sie bei der Rückkehr unversehens verschwunden zu finden. Nachher war ich zeitweise sonst indisponiert.

Meine Photographie werde ich Ihnen gern schicken, wenn ich erst einmal wieder eine habe, mag auch nur noch eine machen lassen, wenn ich einen Kerl finde, der mir nicht den Kopf ins Genick zurück dreht.

Nun gehaben Sie sich mit den Ihrigen ferner aufs beste! Meine Schwester dankt für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben herzlichst.

Ihr ergebener
Gottfried Keller.

53. Storm an Keller.

Hademarschen,
21. Dezember 1884.

Sonntag vor Weihnachtsabend, liebster Keller! Drunten im größten Zimmer ist schon die über zwölf Fuß hohe Tanne aufgestellt und biegt ihre Spitze unter der Decke; achtzehn Weihnachtspakete

sind expediert, und gestern abend sind Netze geschnitten, Bonbons eingewickelt, ist vergoldet rc. Und ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen diesen kleinen Weihnachtsbrief schreiben. Einige Pakete sind auch hier angelangt, vor allem, wie alle Jahr, von einem Braunschweiger Freund, den ich freilich auch nie gesehen, Pfefferkuchen und desfallsige alt heilige Männer, aus Lübeck Marzipan, und ein eifriger Verehrer, ich glaub aus Wien, schreibt meiner Frau, er müsse mir was schenken, morgen käm's an; wär er ein reicher Mann, sollt's aber ganz anders kommen; Petersen soll mir etwas gar Wunderliches geschickt haben; doch das bleibt alles Geheimnis bis zum Weihnachtabend. Übermorgen kommt mein Junge, Karl, der „stille Musikant“; darauf freuen sich insonders die beiden jüngsten Mädel, Gertrud und Dodo, die ich diesmal nur zu Haus habe. Mir selbst und ihm schenke ich die neueste Ausgabe von Mörikes Gedichten; die älteste besitz ich schon über vierzig Jahre; aber auch einen kleinen Teppich und eine lange Gesundheitspfeife; er schmökt gern aus langen Pfeifen, wie weiland der junge Konditor Pahl in Husum, der nun längst verdorben, wenn auch nicht gestorben ist. Meine Frau zieht unter andrem wieder, wie vorig Jahr, ihre 80 Mark von der 26. Auflage „Immensee“; nur Einzelausgaben der ältesten Sachen machen Auflagen, wie denn auch Auflage 3 der Gesamtausgabe Band I—VI in diesem Jahr gekommen ist.

Dienstag abend wird der Baum geputzt und der Märchenzweig nicht vergessen; Rotkehlchen sitzen und fliegen in dem Tannengrün, und eines sitzt und singt bei seinem Nest mit Eiern. — Erst gehen wir in die Kirche, hören, was unser Pastor sagt, hören die Kinder mehrstimmig singen und sehen die beiden hohen Tannen am Altar brennen. Das gehört dazu. Dann brennt der schönere Baum zu Hause; und nach dem Abendessen kommt mein Bruder Johannes, der Holzhändler — dem ältesten Sohne, auch hier, trauten wir im Herbst eine lebendige Hamburgerin an — mit seinen vier Söhnen, zwei Töchtern, Schwiegertochter und seinem Weibe, meiner Frauen Schwester, und dann gibt es ein Glas nordischen Punsches. So beschließt sich Weihnachtabend, und ich werde Ihnen eins nach Zürich hinübertrinken! Auf weitere Freundschaft und noch ein paar Jahre leidlich Leben!

Ihr Gefallen an „Grieshuus“ hat mir wohlgetan. Dank für das schöne Bild.

Meine Photographie genügt auch nicht; ich muß das Ölbild photographieren lassen, das eine mir verwandte Malerin diesen Herbst trefflich gemacht hat. Danach muß photographiert werden.

Das „Marx“ ist ein Konservatorienerlebnis meines Karl und doch wohl etwas leichte Arbeit.

Eine gute Photographie von Ihnen würde mich freilich erfreuen; wagen Sie es nur einmal wieder.

Ich schreibe dies Letzte in Hast, weil die Mäd-

chen mit den heutigen Expeditionen nach der entfernten Post sollen.

Also von uns allen hier ein fröhlich Fest Ihnen und Ihrer geehrten Schwester! Und ein baldig Sehen in der „Deutschen Rundschau“!

Herzlich Ihr alter Th. Storm.

54. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
7. August 1885.

Lieber Freund Keller!

Heut ist eine Art Festtag; denn nach etwa sechs Wochen regnet es einmal wieder recht hübsch; wir vergingen in Staub, und die Laubwipfel meines Gartens wurden gelb und verloren die Hälfte ihrer Blätter; unendliche Kannen Wasser wurden ausgegossen; jetzt sieht mir der Garten wieder grün aus, und der nahe Wald raucht in feuchtem Dunst. Das ist ein Tag zum Briefschreiben, und so habe ich die Mappe unsrer Korrespondenz hervorgeholt und bin zunächst über das Datum Ihres letzten — hoffentlich beantworteten Briefes erschrocken: 19. November 1884! Das geht nicht länger! Der alte nordische Klosterherr muß zu seinem südlichen Freunde wieder einmal von den beiderseitigen Nelkenstöcken reden.

Aber wo bleiben die Ihrigen? Paetel kündigte

so wacker im ersten Heft des neuen Jahrganges — oder war's schon früher? — Ihren Roman an; aber Ossip Schubin zog ein. Wo bleiben Sie, lieber Freund? Hoffentlich ist kein schwerer Stein vom Himmel vor die Füße gefallen.

Ich bin seitdem fleißiger gewesen; freilich ist wohl nicht viel dabei herausgekommen. Die kleine Erzählung „Marx" ist ein Konservatorienerlebnis meines Sohnes, des Musiklehrers Karl, aus Stuttgart; er erzählte es eines Abends hier in den Sommerferien auf der Terrasse so lebhaft, daß ich es in den nächsten Wochen niederschrieb; nur suchten er und seine Freunde vergebens, ein altes Weib fand den Toten so. Die ganze Begräbnissorge ging dann durch meines Karls Hände. Die Sache hat einen starken Eindruck auf seine damals junge Seele gemacht. Die Schwärzung des Armen durch die Soldaten ließ ich, im Banne der Wirklichkeit, stehen.

Dann „Eine stille Geschichte" haben Sie wohl in der „Deutschen Rundschau" gelesen. Die Geschichte hieße wohl besser „Kapitän John Riew'"; der Alte gefällt mir auch jetzt noch; im übrigen leidet die Sache wohl daran, daß die milde und behagliche Art der Erzählung mit dem eigentlich furchtbaren Stoff in zu großem Kontrast steht. Auch ist das an sich gute Motiv, daß Rick Geyers an der Tugend seiner Frau zugrunde geht, nicht genügend ausgebeutet. Vielleicht fällt mir vor der Buchausgabe noch etwas bei.

Zum dritten habe ich Anfang März eine Geschichte (Mitte des 14. Jahrhunderts) „Noch ein Lembeck“ (ein erloschenes Adelsgeschlecht bei uns) begonnen und unter Drangabe aller Vormittage, außer den vierzehn Tagen einer Reise, Ende vorigen Monats vollendet. Ich habe zu viel daran herumgehämmert, um jetzt selbst ein rechtes Urteil darüber zu haben. Sie werden es vorläufig in Westermanns Monatsheften, Oktober und November, lesen. Es ist ein Wagstück.

Das hätte ich von meinen Nelkenstöcken zu sagen; etwa noch, daß ich vor einigen Wochen die siebente Auflage meiner Gedichte korrigiert habe; Neues von Wert kommt leider nicht hinzu. Meine Novellistik hat meine Lyrik völlig verschluckt. — —

— Daß Paulus nicht ganz mit der Novellistik brechen würde, war wohl vorauszusehen, es ist ja irgendwo eine neue Novelle; seine Briefe wimmeln von Dramen: der „Simson“ und „Das Fagot“ („Frau Lukrezia“) sind glücklich in Szene gegangen, neu ein fünfaktiges Lustspiel („Hochzeit auf dem Aventin“?) und ein großer „Caligula“. — Doch Sie werden durch den Verfasser selbst davon wissen; ich habe von dem Neuesten noch nichts gesehen. Auf den Caligula, der ja doch eine Tragödie sein wird, bin ich begierig. Ob es, wie Sie wollen, schwer daherschreiten wird? — Heyses höchste Art im Drama scheint mir die in der Elfriede, im Alkibiades — und wenn er in der Art ein bühnenfähiges Stück lieferte, das wäre mir schon recht.

— — Beiläufig: daß mein „Geschwisterblut“ Ihnen Eindruck gemacht, hat mir wirklich wohlgetan; ich habe nie ein Wort darüber gelesen oder gehört. Damals wurde im Tunnel ein Gedicht von Kugler, der ja kaum ein Poet war, vorgelesen, eine Ballade nach einem polnischen Chronikenstoff. Nun ging in dem großen Kreise die Abgabe der Kritik herum, und so kam es auch an mich als Gast. Ich aber sagte: „Ich werde eine positive Kritik einschicken“; denn in dem Augenblick war mir meine Behandlungsweise des Stoffes aufgegangen. Ich reiste wieder nach Husum und weiß noch, wie ich auf der Fahrt nach Buxtehude, wo ich Bürgermeister werden wollte, in dem alten Chaise-Wagen, worin ich durch die Lüneburger Heide malte (deutlich so!), daran gearbeitet habe. Fontane las es dann im Tunnel vor und schrieb mir: es sei ein wahrer Sturm entstanden, als er das Blatt wieder hingelegt; viel Widerspruch. Auch Heyse sagte damals: „Es bebt ja von Leidenschaft“; aber doch halte er die Kuglersche Behandlung für die einzig mögliche. Kugler hatte den rückkehrenden Bruder die Schwester als gestorben wiederfinden lassen, ich meine, auch mit dem Abschlag des Papstes. Aber das ist nach meiner Ansicht überhaupt kein Schluß; nur ein Notdach. — Das war vor zirka dreißig Jahren. —

— — Von hier fortgewesen bin ich im Sommer nur einmal auf reichlich vierzehn Tage; erst nach meinem Husum zu meines Freundes Graf Revent-

lows silberner Hochzeit mit Frau und Kindern; dann zu meinem Sohne, dem Amtsrichter Ernst im ländlichen Toftlund, der jetzt in der Zeit des höchsten, jedenfalls vollsten Lebensglückes steht; er hat ein heiteres, kluges Weib und eine wahrhaft entzückende einjährige Tochter; ist aber Hypochondrist genug, um sich diese Zeit als Vergangenheit und sich selbst als danach zurücksehnend zu denken. Gut, daß er die Frau hat! — Im übrigen geht ein Strom von Freunden und Verwandten durch mein Haus; allein sind wir hier nicht. — —

Mein Schwiegersohn in Heiligenhafen hat neuerdings eine fette Pfarre (im östlichen Holstein, eine Wahlstelle) erhalten, mit einem sehr alten Pfarrhaus und großem romantischen Garten am Grubersee im Kirchdorf Grube. Ein Sohn unsres alten weiland Claus Harms in Kiel war über vierzig Jahre dort. Meine Zweitjüngste, Gertrud, ist neulich mit umgezogen; dahin muß ich denn auch noch vor der Einwinterung.

Sonst geht es mir leidlich; nur das Altwerden verlangt doch eine Art Entsagungskunst.

Zwei kleine Bücher sehen Sie sich doch einmal an, wenn es noch nicht geschehen: „Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1885“ und „Gedichte und Erzählungen. Von Max Posner. Aus dem Nachlaß.“ Darin: „Schwarze Weihnachten“. Der Bruder sandte es mir; es sind Juden, der jung Verstorbene war, meine ich, Bibliothekar in Berlin.

Von unserem Schleswiger Freunde sah ich und hörte ich seit dem Frühjahr nichts; so wird es ihm wohl gut gehen.

Ich schließe jetzt; die Sonne scheint wieder in die Fenster; es ist bald Mittag. Die Meinen grüßen Sie mit mir herzlich; grüßen Sie auch Ihr altes, liebes Schwesterlein; und lassen Sie bald wieder so viel von sich hören, daß ich ein wenig mitleben kann.

Herzlichst Ihr Th. Storm.

Noch eins: unter Ihren Briefen ist auch ein Siegel von einer Paketsendung mit, wenn ich recht lese: B. K. Ist es das Siegel Ihres Vaters, den ich mir gern wie den des grünen Heinrich vorstelle?

55. Storm an Keller.

Hademarschen, 3. Dezember 1885.

Anbei die beiden letzten, lieber Freund; von dem „Fest auf ꝛc.“ bitte ich die Miniaturausgabe zu lesen. Die Oktav ist leider mit einem Text voll fünffüßiger Jamben gedruckt. — Auf Ihren „Martin Salander“ freut sich mein Haus mit mir zum Januar. Herzlichen Gruß!

Ihr alter Th. Storm.

56. Keller an Storm.

Zürich, 29. Dezember 1886.

Verehrter Freund und Meister!

Hoffentlich nahmen Sie mein langes Schweigen für das, was es ist oder war: ein allgemeines Einfrieren der Korrespondenzlust, ein krankhafter Hang zum täglichen Aufschieben, bis die Erledigung sich so häufte, daß sie zu einer wirklichen Mühe und natürlich als Kollektivum erst recht verschoben wurde. Nach Neujahr will ich nun aber con amore an die Sache gehen und die erzürnten Freunde und Freundinnen wieder anzufädeln suchen. Ihnen aber sende ich noch im Altjahr eine kleine Abschlagszahlung, da ich jedenfalls nicht länger warten darf mit Zustellung des mitfolgenden Bandes. Über denselben brauchen Sie mir nicht zu schreiben, ich weiß wohl, was ihm fehlt, und werde wohl einen An- und Ausbau errichten müssen, um ihm zu dem Licht zu verhelfen, dessen er durch Ungunst des Schicksals entbehrt.

Ihren seitherigen Fleiß habe ich fast auf allen Seiten der Windrose wohl bemerkt, aber nur lückenhaft mitgenossen, wie es mir zeitweise auch mit Paul Heyse geht. Um so behaglicher werde ich seiner Zeit die betreffenden Bände lesen.

Mit Schrecken vernahm ich vor einiger Zeit, daß Sie gefährlich erkrankt seien, hörte indessen später von glücklicher Genesung. Möge sich diese recht befestigt haben, wozu ich Ihnen einen doppelt

forschen und gesunden Jahresantritt und neuen Jahreslauf wünsche. Fällt doch Ihr Siebziger-Ehrentag in denselben! Daß Sie den Christbaum mit dem Märchenzweig bereits recht lustig haben strahlen lassen inmitten der lieben Ihrigen, darauf rechne ich, und hoffe, daß Sie auch die beliebten zwölf Nächte in gewohnter Fröhlichkeit bestehen werden. Freund Petersen, den Sie dabei wohl sehen werden, bitte ich schönstens zu grüßen, werde ihm aber bald auch schreiben.

In das Buch „Salander“ habe ich meine Photographie gelegt, die Sie einmal verlangten. Dieselbe ist leider, wie meistens alle diese Fabrikate, durch den Retoucheur verdorben, was freilich nicht viel schade ist.

Ihre letzten Briefe und Postkarten habe ich noch alle in einem Büschel vor der Nase, kann sie aber erst nochmals durchgehen, wenn ich mehr schreiben kann. Für jetzt muß ich abbrechen und bitte nur noch, mich den Damen Ihres Hauses angelegentlich zu empfehlen.

Meine kränkliche Schwester würde es auch tun, wenn sie nicht schon, da es $^1/_2$10 Uhr abends ist, seit zwei Stunden im Bett wäre, da sie ermüdet war, als sie den Tee besorgt hatte.

Mit allen Grüßen Ihr G. Keller.

57. Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau,
12. Januar 1887.

Lieber verehrter Meister Gottfried!

Ihr Brief, dem hier ein meiner Tochter diktierter folgt, hat mir eine rechte Freude gemacht, denn ich hatte verzichtet, noch wieder einmal dergleichen von Ihnen zu sehen. Seit den ersten Tagen des Oktober bin ich bettlägerig, zunächst an Rippenfellentzündung, dann an einer Reihe danach so oft folgender Krankheiten, deren Weg mich mehrmals an den schwarzen Seen vorbeiführte; drei Ärzte standen an meinem Bette, darunter mein jüngster Bruder; jetzt glaube ich an eine Besserung, aber an eine langsame. Selbst schreiben kann ich noch nicht, darf kaum diktieren. Der Grund, den ich für Ihr Nichtschreiben annahm, geht dem Ihren nach. Ich dachte (ein wenig Altersmelancholie): „Er hat wohl nicht eben viel mehr von dir, er selbst wird älter, es ist nichts dagegen zu sagen, daß er sich zurückzieht.“ Da fällt ein Neujahrsgruß von Ihnen auf mein Genesungsbett, und nun ist es um so besser; und wenn ich, hoffentlich im Maiengrün, meine dann auch noch grünende Feder in die Hand nehme, so kann ich in die Ferne sehen und bin an Freunden so reich, wie ich gewesen war. Freilich hatte ich im letzten Jahre meine einzige große Krankheit, und ich verlor zum ersten-

mal in meinem Leben ein Kind, und zwar von meinen acht Kindern den ältesten Sohn; er starb im städtischen Krankenhaus zu Aschaffenburg, 38 Jahre alt, wohin sein trefflicher Bruder, der nordschleswigsche Amtsrichter Ernst Storm fünf Wochen vor Weihnachten etwa ihn gebracht hatte. Dann reiste er abermals hin und begrub dort seinen Bruder. Das sind Akte, die ich noch nicht recht wieder vor Augen nehmen darf, wenn mein schwacher Leib wieder gesund werden soll. Weihnachtabend war ich der andern wegen aufgestanden und in die Weihnachtsstube gegangen, aber ich saß recht kümmerlich vor dem schönen Baum, worin trotzdem der Märchenzweig schimmerte. Aber ich mußte am andern Tage zu Bette bleiben, ich war wieder krank.

Ich habe im vorigen Jahr nur zwei Novellen vollendet: „Aus engen Wänden“, die als „Bötjer Basch“ mit einer zweiten, „Ein Doppelgänger“, hoffentlich nächstens in Oktav erscheinen wird und dann bald möglich zu Ihnen kommen soll. Das „Fest auf Haderslevhuus“ erhielten Sie doch, sonst bitte um ein Wort. Das Buch „Vor Zeiten“ ist nur eine Zusammenstellung dieser mit älteren vorzeitlichen Novellen.

Soweit gestern meine älteste Tochter, die Frau Pastorin, die auf vierzehn Tage aus ihrem Kirchdorf „Grube“ zu uns gekommen war und heute morgen wieder fort ist; jetzt schreibt meine jüngste Tochter Dodo (meine Frau wird „Do“ genannt,

um Sie gelegentlich über diesen Irrtum aufzuklären).

Ihren Salander habe ich in drei Fortsetzungen vor Mai in der Familie gelesen, und ich leugne nicht, etwas verschnupft worden zu sein, und nicht nur die bei mir saßen, auch von meinen Korrespondenzfreunden kamen verwunderte Fragen. Daß es auf eine Salanderie abgesehen sei, wie im Hamburgischen Korrespondenten neulich einer drucken ließ, war ja wohl abzusehen; aber ich wußte mit dem Dinge nicht recht was anzufangen; dann kam Anfang Mai meine etwa monatliche Reise nach Weimar, wo ich meine Tochter Elsabe auf die Musikschule brachte und außerdem zu manchen guten und liebenswürdigen Menschen. Dann kam der Tod meines Sohnes, dann meine schwere Krankheit, dann Ihr Buch. Mein guter Bruder Johannes, der hier ein tüchtiger Holzhändler ist, aber aus seinem elterlichen Hause — mit Erich Schmidt waren wir vor einigen Jahren den Neujahrsabend in seinem Hause — nebst seinen Kindern einen hübschen Sinn für Musik und Poesie in sein Leben gebracht hat, nahm den Band gleich von mir mit und brachte ihn mir durchlesen zwei Tage nachdem zurück. Ihm — ob dem Kaufmanne? — war das Buch, wie er sagte, leicht zu lesen gewesen, was bei mir nicht der Fall war; aber er fand nur keinen Grund der Salanderdarstellung an und für sich, die ihm eben auch nicht interessant war. Nun will ich Ihrem Rate folgen und

den hoffentlich bald erfolgenden Anbau abwarten. Seit ich übrigens gelesen, daß das Buch schon die vierte Auflage beschritten hat, möchte ich wohl näher wissen, was Sie zu diesem Anbau hingetrieben hat. Fühlen Sie in seiner Heimat hiebei vielleicht, daß die Dinge, welche in der Wirklichkeit außer dem Buche sind, einen übermäßigen Ausschlag hiebei gegeben haben?

(Nun mit eigner zitternder Hand die Schlußworte:)

Soweit reichen meine Kräfte; nur noch einen guten Wunsch fürs neue Jahr. Sie sehen, schon meiner leisen Sprache wegen, daß ich ein schlechter Diktierer bin. Heut ist nun wieder keins mit mir angefangen.

Grüßen Sie freundlich Ihr alt Geschwister. An Petersen denk ich.

Ihr Theodor Storm.

58. Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau,
den 9. Dezember 1887.

Lieber Freund Keller!

Mir ist, als hätte ich Ihnen seit jenem halbdiktierten Brief vom Krankenbette aus noch nicht wieder geschrieben; aber so soll das neue Jahr doch nicht vorübergehen. Meine Genesung nach

dem fünfmonatlichen Lager nahm erst einen recht heiteren Anfang; ich konnte wieder leicht arbeiten und brachte auch etwas fertig; dann aber erschienen allerlei Teufeleien, die mir noch jetzt das Leben so erschweren, daß mir zu freier Arbeit eigentlich nur der Vormittag verbleibt; ich will Sie mit Aufzählung nicht langweilen. Der Geburtstag war ganz schön, wäre es nur nicht der siebenzigste gewesen; am Abende circa 100 Gäste, das ganze Dorf war voll Trubel, Ehrenpforten, originellste Illumination, die Dorfschulmädchen kamen mit ihren Lehrern und anderthalbhundert Stocklaternen. Paetel, der auch hier war, hatte so etwas in seinem Berlin noch nie gesehen; durch fünf, sechs Ehrenpforten fuhren wir ins Gasthaus zur Mittagstafel; die Kieler Frauen überreichten mir einen wahrhaft fürstlichen Schreibtisch, an dem ich eben schreibe; Bürgermeister und Bürger-Worthalter aus Husum überreichten mir das Ehrenbürgerrecht meiner Vaterstadt; alles ging wie im Rausch vorüber. Ich bin nicht unempfindlich gegen so viel freundliche Anerkennung — auch mein Landsmann Wilhelm Jensen war aus seinem Freiburg i. Br. mit seiner sechzehnjährigen Tochter herüber gekommen — mitunter aber ist mir's nachher gewesen, der siebzigste Geburtstag des „redlichen Tamm" sei doch ein noch schönerer gewesen; freilich meinen Mittagsschlaf ließ auch ich mir an diesem Tag nicht nehmen, und auch ich „hing in der trautesten Kinder Umarmung"; denn Tochter und

Mann waren aus dem Pastorat zu Grube und Sohn und Weib waren aus Husum — mein Ernst, der Jurist, hat seine Amtsrichterei aufgegeben und ist seit Mai Rechtsanwalt und Notar in der alten Vaterstadt — herübergekommen; drei Töchter waren mir im Hause, und Frau Do hat der trefflichen alten Frau Küster Tamm nichts nachgegeben, wenn ihr an dem heißen Tage auch der Pantoffel nicht entflogen ist.

Am 19. Juli 1889 ist Ihr siebenzigster; was wird er bringen? — Mit Interesse habe ich die Berichte über die festlichen Aufführungen gelesen, die man Ihnen in Zürich vor einiger Zeit bereitet hat, und über welche Prof. Baechtold mir die betreffenden Blätter mitgeteilt hat. Ich wurde von der lebhaftesten Sehnsucht ergriffen, das gesehen zu haben.

— Anbei sende ich Ihnen die Genesungsnovelle „Ein Bekenntnis“, deren Thema Ihnen nicht gefallen wird. Es ist ein ähnliches, nicht ganz dasselbe, wie Heyses „Auf Tod und Leben“ hat. Vor ein paar Jahren, als ich in Hamburg war, schrieb er mir von dieser Novelle und daß ihm die Ausführung jetzt nicht gefalle, weil er ein Lustspielmotiv mit dem tragischen Stoff zusammengeschweißt habe. Ich mußte ihm sogleich antworten, daß ich gestern, nur in etwas anderer Weise den Stoff für mich notiert hätte. Erst nach zwei Jahren, nach der Krankheit nahm ich ihn wieder auf. Als ich Heyse den Korrekturbogen geschickt, meinte er, ich

hätte ein zweites Motiv hineingebracht (die Entdeckung nach ihrem Tode, daß die Krankheit schon derzeit ein Heilmittel gefunden habe), er meinte trotzdem, das Problem reiner herausgebracht zu haben; es sei doch nur die Frage: ob es gestattet sei, einem, den man als unheilbar erkannt habe, zum Tode zu verhelfen. — Ich antwortete, mein Thema heiße: wie kommt ein Mensch dazu, sein Geliebtestes selbst zu töten? und, wenn es geschehen, was wird mit ihm? Auf dem Wege läge außer dem monierten Umstande auch die Abweisung einer neuen Liebe. — Heyse meinte, wir müßten die höhere Instanz erwarten. Jetzt liegt den.. beides vor. Daß der visionäre Traum für eine strenge Konzeption besser fehlte, gebe ich gern zu.

Schon vor meiner Krankheit begonnen und hoffentlich im Februar für die „Deutsche Rundschau" beendet haben werde ich eine andere Erzählung, deren Stoff und einzelne Partien Ihnen vielleicht mehr zusagen werden. Sie heißt „Der Schimmelreiter" und spielt irgendwo hinter den Deichen in der nordfriesischen Marsch.

Nur leider — ich weiß nicht, ob ich noch die rechte Kraft hatte, den Stoff zu zwingen.

Haben Sie vor oder zwischen dem Fest noch eine Stunde für mich übrig, so lassen Sie mich wissen, was Sie Neues eingespannt haben; ich möchte gern wieder in Ihren Seldwyler oder Altzüricher Gärten oder gar im Jugendparadies des „grünen Heinrich" mit Ihnen wandeln, wo es

etwas weniger grausam realistisch (Verzeihung für das Wort!) als in Martin Salander hergeht.

Und schreiben Sie mir auch, wie es Ihrer alten Schwester geht, und grüßen Sie sie recht freundlich von mir.

Die Meinen lassen an Sie auch ihre Grüße bestellen — könnten Sie doch noch einmal in mein freundliches Haus treten; es wird nicht lang mehr möglich sein.

Ihr Th. Storm.

Weihnacht ist vor der Tür; im vorigen Jahr kroch ich aus dem Bett und setzte mich im halben Fieber vor den Weihnachtsbaum, der in einer kleinen Stube unweit meinem Krankenzimmer hergerichtet war, und Frau und Kinder weinten heimlich, weil sie mich sterbend glaubten. Diesmal ist's doch wieder, wie sonst, unten in den großen Räumen, und der Märchenzweig glänzt frisch vergoldet aus dem dunklen Tannengrün; und abends kommen mein Bruder und Frau und Kinder, und wir trinken im Weihnachtspunsch das Wohlsein aller fernen Freunde, worunter Sie nicht fehlen werden!

D. O.



Mit diesem Briefe endet der Austausch zwischen den beiden Dichtern. Ein halbes Jahr später, drei Vierteljahre nach dem siebzigsten Geburtstage, schloß Theodor Storm am 4. Juli 1888 die Augen. Er ist in Schaffenskraft dahingegangen; nicht nur, daß eins seiner kraftvollsten Werke, der „Schimmelreiter“, sein letztes war: ein neues, das „Armesünderglöcklein“, war schon entworfen.

Was Gottfried Keller bei dem Tode des Freundes empfunden hat, wissen wir nicht. Er hat der Witwe kondoliert und am 1. August 1888 von ihr ein Dankschreiben voll freundlicher Rückblicke erhalten; Frau Do hat ihm auch nach dem Tode Regulas ihre Teilnahme ausgesprochen und unter den Glückwünschenden zu seinem siebzigsten Geburtstag (19. Juli 1889) nicht gefehlt. Er selbst aber war wortkarg im Alter geworden, müde und doch nicht todessehnsüchtig; trotz aller Verstimmung klammerte er sich noch an die süße Gewohnheit des Daseins. Der „Martin Salander“, die einzige wirkliche Neuschöpfung eines ganzen Jahrzehnts, hatte ihm unverhältnismäßige Mühe bereitet und

dann ihm selbst nicht einmal genügt. Die Kritiken hatten den Mißerfolg verhüllt; und bis heute herrscht in allen Besprechungen dieses Romans der apologetische Ton vor. Wenn Keller die nächst gruppierten Freunde so produktiv, Heyse so rüstig schaffen, Storm immer mehr reifen sah, so zehrte das an ihm so sehr, daß er die Werke dieser Dichter zu Zeiten nicht einmal mehr las. Er kannte die Regung des Neides nicht; aber er war tief bekümmert, als er sich jählings gealtert fühlte. Und dieser Gram, den er nach seiner Gewohnheit mit sich selbst ausmachen mußte, wirkte lähmend auch auf die Korrespondenz. Jammern und klagen mochte er nicht.

So endet naturgemäß der Briefwechsel auf seiten Storms mit einer letzten heiteren Aussprache, auf seiten Kellers mit einem mannhaften Schweigen.

Anmerkungen.



1. Auerbachs Deutscher Volkskalender für 1861 enthielt von Keller „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ (1860 geschrieben, später in den zweiten Band der „Züricher Novellen“ aufgenommen), der für 1863 die Skizze „Verschiedene Freiheitskämpfer“ (Nachgelassene Schriften, S. 246—276).

3. Landvogt von Greifensee: Storm schreibt „Greifenstein“. — Hadlaub: Gegen die erste Zumutung Storms, dem Schluß dieser Novelle eine größere Liebesszene einzufügen, hat sich Keller gesträubt. Denn das unterscheidet die beiden Dichter: Keller will in den Erzählungen seiner späten Mußezeit von manchen Rechten des Alters Gebrauch machen; Storm ist, besonders was heiße, sinnlich schwüle Szenen anlangt, bis in seine letzten Werke hinein auffallend jugendlich und temperamentvoll geblieben. Noch weniger konnte Keller den zweiten Vorschlag des Freundes annehmen; denn das dort empfohlene Verfahren bloß andeutenden Berichts, das den Leser aufruft, aus Fragmenten der Erzählung und Fragmenten des Dialogs mitarbeitend ein Ganzes aufzubauen, ist zwar der Technik der Volksballade und der Erzählungskunst Storms gemäß, aber es liegt weit ab von der Praxis des Züricher Meisters. Dennoch hat die zweimalige Mahnung bei Keller Boden gefunden; er hat die Hadlaubnovelle, ehe er sie aus der „Rundschau“ (Bd. IX S. 169 ff., 335 ff.) in die Buchausgabe von 1878 eingehen ließ, noch zuvor gründlich durchgeputzt. Wenn er dabei, um sein Gewissen zu salvieren, den Anteil Hadlaubs an der Manessischen Handschrift mit einem vorsichtigen „wie ich annehme“ einschränkt, wenn er die Bezeichnungen „Meister“ und „Herr“

kundiger verteilt und die Deutung des Namens Hadlaub verbessert, so dürfen wir da vielleicht Winke des Freundes Baechtold vermuten. Wenn aber gegen den Schluß, wo es ursprünglich von Fides und Hadlaub nur hieß: „und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden", statt dessen jetzt in dem Turmgemach eine reichere Liebesszene sich abspielt, die dem Leser die Gewißheit überträgt, „daß eine schöne Frau hier in ihrer Seligkeit sitze," dann ist das ein Erfolg der Anregungen Theodor Storms. Hier war einst die Dichtung wirklich zu wortkarg gewesen. In anderen Dingen, die später noch gestreift werden, hat Keller dem Freunde allerdings nicht folgen können. Das etwas äußerliche Aneinanderarbeiten der einzelnen Hadlaublieder, besonders in den Szenen, die in Österreich spielen, vermochte er nicht auszugleichen. — Die Geßner-Ausgaben: Die beiden Dichter begegnen sich, wie noch öfter, in der Sympathie für die Rokokozeit. „Geßners idyllische Dichtungen," hatte Keller im „Landvogt von Greifensee" geschrieben, „sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die keiner hinaus kann, der nicht ein Heros ist [die letzten fünf Worte sind Zusatz der Buchausgabe], fertige und stilvolle kleine Kunstwerke." Mit gleicher Liebe blickt er auf Geßners Radierungen und Porzellanmalereien; der spielende Künstler erfreut ihn überall. Und dies Gefühl hegt auch Storm, wenn er aus dem Schrank die zierlichen Büchlein holt, die in dem Briefwechsel noch weiterhin ihre Rolle spielen werden. Die erste der erwähnten Sammlungen muß die fünfbändige von 1772 sein, Storm datiert sie allerdings 1870—72; die zweite mit dem Titel „Contes moraux et nouvelles Idylles de D . . . . et Salomon Gessner à Zuric". 1773. 4°, ist die Übersetzung der Geßnerschen Idyllen von Heinrich Meister, der Diderot ein paar seiner Erzählungen beifügen zu dürfen bat, was Geßner auch annahm. Und die dritte endlich ist die Prachtausgabe: Salomon Geßners Schriften. Erster und zweiter Band. Zürich 1777. 1778. Gr. 4°. — Das Gefühl

der Unproduktivität, über das Storm am Ende des Briefes klagt, leitet sich von demselben Herzens- und Amtsdruck her, dessen er in seinem nächsten Schreiben gedenkt, von jenen Erlebnissen, aus denen sich der starre Fatalismus der Novelle „Carsten Curator“ erklärt, das Grübeln über die Unerbittlichkeit der Vererbung.

4. Johann Jakob Wendehals: Keller denkt an die unwiderstehliche Katzenjammerpoesie in Mörikes kleinem Gedicht „Zur Warnung“. Gedichte. Achte Auflage. 1889. S. 316. — Figura Leu: Schon am 18. Juli desselben Jahres (Baechtold, Bd. III, S. 366) hatte Keller es Wilhelm Petersen auseinandergesetzt, warum der „Landvogt“ nicht mit einer Hochzeit schließen könne.

5. Voraussetzung für diesen Brief sind zwei neue Novellen Storms. Beide erschienen, nachdem sie zuvor in Zeitschriften abgedruckt waren, zu Weihnacht 1878 bei Paetel in Berlin. „Carsten Curator“ wurde so gut wie unverändert aus dem Aprilheft 1878 von „Westermanns Monatsheften“ in die Buchausgabe hinübergenommen; quälende Erinnerungen hefteten sich für den Dichter an dieses Werk. Wenn er von der figura movens der Novelle spricht, bei der ein störender Realismus in der Darstellung auffalle, so kann man darunter ebensogut Heinrich, den leichtsinnigen Sohn des Kurators, verstehen, wie den Stadtunheilsträger, den Makler Jaspers. Stark durchgearbeitet wurde dagegen noch nach dem ersten Erscheinen die andere Erzählung: „Renate“ oder, wie sie anfangs betitelt werden sollte, „Anno 1700“ (erster Druck in der „Deutschen Rundschau“, Bd. XV, S. 1—42, April 1878). Jede Hauptsituation weist jetzt in der Buchausgabe neue Feinheiten auf: die wichtige, schon auf die spätere Abendmahlsszene vordeutende Episode am Schluß der Bauernhochzeit, wie Renate das Glas nicht an den Mund setzen mag, aus dem eben ein anderes Mädchen getrunken; sodann Renatens Eintreten ins Zimmer bei dem ersten Besuch, den Josias dem Hofbauern abstattet; das nächtliche Gespräch zwischen der Hofbauerntochter und dem Pastorssohn, bevor dieser wieder die Universität bezieht; endlich

gegen den Schluß die späte Erleuchtung des Josias in Sachen des Teufelsglaubens und die letzten Besuche Renatens bei dem Jugendgeliebten. Dagegen ist unangetastet geblieben, trotz Kellers späteren Einwänden, der unheimliche, von den Bauern als Teufelswerk gedeutete Exodus der Ratten. — Nicht mindere Sorgfalt hat Storm aber auch auf den Stil der Novelle verwandt. Und hier ist ein kurzes Verweilen um so mehr am Platz, als gerade die Stilfrage eine längere Diskussion zwischen beiden Dichtern herbeigeführt hat. Alte Tagebuchblätter aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts legt Storm in der „Renate" dem Leser vor; aber er bemerkt dazu: „An der Schreib- und Vortragsweise habe ich soviel geändert, als zur lebendigeren Darstellung des Inhalts nötig erschien." Somit war eine maßvolle Altertümelei in der Sprache geboten; und gerade in dieser Hinsicht, in der Durchführung des alten Kolorits verrät die Buchausgabe die bessernde Hand an zahlreichen Stellen. Ein geläuterter Geschmack hatte hier zu walten. Es durfte keine Wendung vorkommen, die erst dem späteren 18. oder gar dem 19. Jahrhundert angehörte, wie die Bezeichnung „Kneipenwirt" im Rundschaudruck; aber ebensowenig durfte das antiquarische Gelüsten übertrieben werden. Nicht synkopierte Formen wie „verübete, hallete", veraltete Wortstellungen u. a. sind daher in der Sonderausgabe sparsamer angewandt worden, auch die Orthographie wurde hier und da modernisiert; ein uns jetzt gesucht klingendes, weil zugleich an die Kindersprache gemahnendes „du sollt" mußte weichen, von offenkundigen Fehlern wie „zween Jahre" ganz abgesehen. Dagegen läßt man sich's gern gefallen, wenn in der Überarbeitung etwa die Form „stund" für „stand" konsequenter angewandt und die leise Pedanterei der Flexion lateinischer Wörter — „zu denen professoribus", „von Mitten Maji" u. a. — genauer durchgeführt wird. Storm hatte in „Aquis submersus" diesen Chronikstil liebgewonnen und gab später, trotzdem er sich bei „Renate" gelobte, er wollte ihn zum letztenmal angewandt haben, doch im zweiten Teil der Chronik von Grieshuus (1883/84) noch einmal der Versuchung nach, den Vortrag alter Aufzeichnungen

aus dem 18. Jahrhundert nachzuahmen. — Das Seldwyler Kriegsheer: am Eingang der Novelle „Dietegen". — Der Tod des Zwingli und die Szene mit der Italienerin: im vierten und fünften Kapitel der Novelle „Ursula". — Tante Fränzchen: in der Novelle „Im Sonnenschein". — Paul Heyse hatte im Herbst 1877 ein Söhnchen durch den Tod verloren. Er und seine Frau reisten für den Winter nach Italien, um Vergessen zu suchen. Aber wie vergeblich die Fahrt gewesen, verrät das ergreifende „Tagebuch" (Wilfried. Oktober 1877 — Mai 1878). Der kleine Schatten folgte ihnen überallhin nach. — Die beiden Bände der Kellerschen Gedichte sind natürlich die von 1846 und 1854. — An die Lektüre des „Vetter Christian" von Storm begab sich Keller der Aufforderung getreu noch vor Abfassung seines nächsten Briefes. Aber es ist seltsam, wie wenig er in seinem Urteil der Eigenart des Freundes gerecht wird. Nicht um formaler Vorzüge, um der Komposition, der Geschlossenheit willen, die Keller allein zu rühmen weiß, schätzte Storm selbst das kleine Werk so hoch, sondern weil es die liebevollste Verklärung eines norddeutschen Heimwesens, seiner Werktage und seiner Feste, des Herrn wie des Gesindes ist. Und noch wegen eines Motivs, das erst in einem späteren Briefe gestreift wird: wegen des Einzugs jungen Lebens in alte, ausgestorbene Räume. Daß Storm sich aber gerade Keller hier zum Leser wünschte, hat seinen Grund sicher darin, daß, wenn irgendwo, sich im „Vetter Christian" ein paar Züge der Verwandtschaft mit der Fabulierkunst des Schweizers finden. Ich denke dabei nicht an das Hauptmotiv und seine ferne Ähnlichkeit mit der Kellerschen „Regine", sondern an den prachtvollen Haus- und Küchendrachen Karoline und daran, daß, wie Keller es liebt, das Ganze in eine rechte Schnurre ausläuft, dergestalt, daß alles Glück und aller Segen unabsichtlich zu stande gebracht wird durch die zielbewußte Anzettelung einer recht giftigen alten Jungfer.

6. Keller las den „Vetter Christian" in der Gesamtausgabe der Stormschen Werke, Bd. 7, wo es S. 153 heißt:

„Inzwischen gingen die Jahreszeiten ihren Gang . . .“ — Die neuen Novellen sind Carsten Curator: Westermanns Monatshefte, Bd. 44, S. 1—38, und Renate: Deutsche Rundschau, Bd. XV, S. 1—42. — Das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ ist im Frühling 1860 geschrieben, 1861 publiziert. — Vorkommnisse der oberdeutschen Vergangenheit: Keller hatte erst vor kurzem die Zimmerische Chronik (Ausgabe von Barack 1869) gelesen und daraus manchen Balladenstoff gewonnen. — Schneider-Schlittenfahrt: gegen Ende der Novelle „Kleider machen Leute“. — Die Erwägungen über eine Umarbeitung, bezw. Fragmentierung des „Grünen Heinrich“ sind bei Keller nicht neu. Seit dem April 1871 tauchen sie im Briefwechsel auf. Zuerst ist es Emil Kuh, dann der Verleger Weibert, dann Petersen, mit denen Keller den Fall überlegt. In ihrer aller Erbe tritt jetzt als einer der berufensten Ratgeber Theodor Storm. Jeder in künstlerischen Dingen Urteilsfähige hat auf Befragen dem Meister Gottfried seine Bedenken gegen das Unternehmen ausgedrückt. Wie einst Heyse und Storm gewarnt hatten, als Mörike den „Maler Nolten“ verbessern wollte (Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 21, 32), so hat auch bei Kellers Unterfangen Theodor Storm und vor allem Emil Kuh (Baechtold, Bd. III, S. 3, 72 ff., 214) seine gewichtigen Einwände gemacht. Denn es ist zweierlei, ob man an einem nicht ganz ausgereiften Kunstwerk einiges sich anders wünscht, oder ob man's mit ansehen muß, wie nun der Künstler wirklich ans Einreißen und Neubauen geht. Aber Keller ließ sich durch kein Kopfschütteln stören und hat ja zwar keinen unbestrittenen, aber doch einen über Erwarten großen Erfolg auf seiner Seite. Freilich hat er bei der Überarbeitung oft genug geseufzt und gewettert über diesen grünen „dämonischen Simpel“, über „das schrecklichste aller Bücher“. Und als dann endlich die vier neuen Bände fertig dalagen, da hat eigentlich kein Kritiker es dem Alten recht machen können. Man lese nur bei Baechtold im dritten Band die Seiten 454, 461, 469 f., 474, 480, 484. Ob einer den ersten „Grünen Heinrich“ wieder ausgrub oder ihn völlig ignorierte, ob er die Neubearbeitung

als klassisch pries oder einige Ausstellungen wagte, ob er philologisch oder ästhetisch den Roman beurteilte, Gottfried Keller knurrte über das Lob ebensosehr wie über den Tadel. Nur vor Theodor Storms praktischen Ratschlägen hat er Respekt gehabt; und die folgenden Briefe werden den Beweis erbringen, wie manche Änderung auf den „Mann am fernen Nordmeer" zurückzuführen ist. — Perspektive und Verständnis: Keller schreibt das unmögliche Wort „Propespektive", ist also offenbar von „Proportion" zu „Perspektive" abgeirrt. — Das Wort „Regieriger" für den Regierungsrat ist nicht etwa eine scherzhafte Neubildung nach Analogie des zwar veralteten, aber bei Keller (Baechtold III, 469), Scheffel (Ekkehard), Heyse (Simson) noch üblichen „Gebietiger", sondern eine in der Schweiz, z. B. im Kanton Bern, ganz allgemeine volkstümliche Bezeichnung für einen Regierungsstatthalter.

7. Daß Theodor Storm den „Grünen Heinrich" zu seinen Lieblingsbüchern zählte, wird uns auch sonst bestätigt; daß er ihn aber jedes Jahr bis zum Abschied der Judith gelesen habe, wie Petersen in der „Gegenwart" 43, 389 erzählt, wird durch unsern Briefwechsel widerlegt. — Das Wort über den Homer: „Grüner Heinrich". 1854. Bd. 3, S. 35—38. — Als machten die alten Götter die Rund': aus Eichendorffs Gedicht „Schöne Fremde":

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund'
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'. —

Storms Verse neuen Datums: Das geplante Gedicht auf den Tod des jungen Grafen R., jetzt mit der Überschrift „Geh nicht hinein". — Die beiden Lieder „Nicht ein Flügelschlag" und „Arm in Arm" hat Storm ja auch in sein Hausbuch aufgenommen. — Die fünf Gedichte, die Storm auf Kellers Bitte beurteilt, sind zum ersten Male 1878 im Juni-Heft der „Deutschen Rundschau" mitgeteilt worden: 1. Has von Ueberlingen (S. W. X, 132); 2. Wardeins Brautfahrt (S. W. X, 118); 3. Der Narr des Grafen von Zimmern

(S. W. X, 137); Aroleid (S. W. X, 136); Venus von Milo (S. W. X, 27). Es ist nicht nötig, hier zu erörtern, wie weit der Dichter sie alle, ehe er sie in seine Werke aufnahm, verbessert hat. Nur um zu erkennen, welche Berücksichtigung Storms Kritik fand, muß man wissen, daß das Gedicht „Aroleid“ ursprünglich in der Mitte, zwischen der jetzigen vierten und fünften, noch die Strophe hatte:

So himmelhoch, so abgrundtief
War alles Glanz und Duft,
Wo unsichtbar der Tote schlief
In seiner offnen Gruft!

während die siebente (jetzt sechste) Strophe im ersten Druck lautete:

Da schreit ein Kind, ein Flügel saust
Wohl über ihrem Haupt —
Und mit dem Kind zur Höhe braust
Der Aar, der es geraubt!

Auch für die vorletzten beiden Strophen vom „Narren des Grafen von Zimmern“ hat sich Keller die Kritik des Freundes zu Herzen genommen, wenn er die Zusammenziehung in eine einzige Strophe auch nicht erreicht hat. Hier hieß es ursprünglich:

Und gut, als hätt' er's lang gelernt,
Bedient er den Kaplan;
Doch manche Nuß ist taub bekernt
Und sieht sich köstlich an:
Denn als die heil'ge Hostia
Vom Priester wird erhoben,
O Schreck! so ist kein Glöcklein da,
Den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill;
Erbleichend lauscht der Graf,
Der schon das Zeichen deuten will
Als Unheil, das ihn traf.

Doch hat der Narr sich schnell bedacht,
Den Handel zu versöhnen,
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Daß alle Glöcklein tönen.

8. Auf S. 91 des ersten Bandes des alten „Grünen Heinrich" begann die „Jugendgeschichte", die Ich-Erzählung, mit der jetzt der Roman sofort anhebt. — Die verjährte Sprache: Keller selbst hat die Redeweise des 17. Jahrhunderts in der Episode vom Meretlein im „Grünen Heinrich", die des 18. Jahrhunderts scherzhaft in einem Briefe (Baechtold, Bd. III, S. 110–112) nachgeahmt. In den „Züricher Novellen" ist er der Versuchung, die so nahe lag, aus dem Wege gegangen. — Bodenstedt: Der seit 1878 bei Spemann in Stuttgart erscheinende Almanach „Kunst und Leben" kann nicht gemeint sein; denn für diesen war Bodenstedt wirklicher Herausgeber. Es muß sich um ein Unternehmen handeln, das er, wie seit September 1881 die „Tägliche Rundschau", nur mit seinem Namen deckte. — Über Wert und Unwert der Dialektdichtung spricht Keller auch in einem Briefe an Emil Kuh (Baechtold, Bd. III, S. 193 f.). — Attentäter: Am 11. Mai 1878 war das Attentat Hödels, am 2. Juni 1878 das des Dr. Nobiling auf den alten Kaiser verübt worden. — Im August-Heft 1878 der „Deutschen Rundschau" (Bd. XVI, S. 288—292) waren drei Gedichte von Keller erschienen, die fast unverändert in die „Sämtlichen Werke" eingegangen sind: 1. Tafelgüter (S. W. Bd. X, S. 109 f.), 2. Das Weinjahr (S. W. Bd. X, S. 134 f.), 3. Am Rhein (S. W. Bd. IX, S. 177 f., mit dem Gesamttitel „Rheinbilder" und mit den Sonderüberschriften „Das Tal", „Stillleben", „Frühgesicht" für die drei einzelnen Lieder).

9. Die schlechte Novelle: Zur „Wald- und Wasserfreude". — Den Ausdruck „Lyrum-Larum" für Lyrik hatte Keller in einem von mir ausgelassenen Satze des Briefes vom 13. August 1878 gebraucht. — Die projektierten Verse: Das anläßlich des Todes des jungen Grafen R. konzipierte Gedicht „Einem Toten" (Deutsche Rundschau, Bd. XX, S. 322,

September 1879), jetzt in den „Sämtlichen Werken", Bd. XI, S. 3—5, mit der Überschrift „Geh nicht hinein".

11. Das neue Berliner Wochenblatt muß das von Fritz Mauthner herausgegebene sein, dessen erster Jahrgang 1878 erschien.

12. Vor Abfassung dieses Briefes waren zwei neue Novellen Storms erschienen: im 46. Bande von „Westermanns Monatsheften" „Der Finger" (jetzt: „Im Brauerhause"), jenes bänglich beklemmende Werk, in dem ein blühendes Gewerbe und Hauswesen wehrlos an einem Zufall und an dem dumpfen Aberglauben der Leute zu Grunde geht; und im 18. Bande der „Deutschen Rundschau" (März 1879, S. 331—368) die Erzählung „Zur Wald- und Wasserfreude" mit dem später weggelassenen Motto:

Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen;
Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen.

Es ist ein zaghaftes Geleitwort, das ganz zu der zweifelnden Selbstkritik in den Briefen paßt. Die Absicht, die Storm äußert, daß er im Sommer an der Novelle „noch etwas flicken" werde, hat er nie ausgeführt. Es würden die Verbesserungen, da das Werk minder konsequent aufgebaut ist als andere Stormsche Dichtungen, auch kaum viel genützt haben. — Das Wort „Abnahmehaus" ist der schleswigsche, in Holstein weniger verbreitete Ausdruck für das, was man sonst „Altenteil, Austragstübl" u. dgl. nennt. Storm hat das Wort auch in den Novellen „Veronika", „Im Schloß" und „Zur Wald- und Wasserfreude" angewendet. Erklärt wird es entweder als das Haus, das der alte Bauer bei Abnahme, Übernahme des väterlichen Hofes durch den Sohn bezieht, oder das er seinerseits von diesem Gute abnimmt und sich für sein Alter vorbehält. — In der Verehrung des alten Nibelungenliedes waren beide Dichter (vergl. Baechtold, Bd. III, S. 356 f.) einig; sie mochten daher Jordans anspruchsvollen Konkurrenzgesang nicht leiden. Keller konnte es Jos. Viktor Widmann nicht verzeihen, daß dieser am Eingang des siebenten Gesanges seines Pfarrhausidylls „An den Menschen ein Wohlgefallen" das

ehrwürdige Werk gering geschätzt hatte gegenüber der modernen Paraphrase:

Sei's, daß sie lauschen im nordischen Saale dem bleichen
Rhapsoden,
Der sich's erwählt, den Weg zu wandeln zur fernen Vorzeit
Unseres Volkes, und, selbst ein Siegfried, die schlafende Sage
Aus dem Banne befreit des häßlich entstellenden Mönchtums.

So vermochte, wie aus Brief 13 hervorgeht, Keller besonders über jene Stelle im 22. Gesang des ersten „Liedes" der Nibelunge nicht hinwegzukommen, wo Sigfrid den kleinen Helgi zu sich in den Sattel hebt und nun das Knäblein redet:

Mein eigener Vater,
Kaum sieht er mich kommen, ein sanftes Wörtchen
Von ihm zu erbetteln, da wird er gleich böse,
Da murmelt er „Knirps" und knirscht mit den Zähnen
Und stößt mich beiseite. Du, Sigfrid, du sagst mir:
„Mein artiger Knabe." — —
Nein, du bist nicht böse, du bist der Beste!
Nur meine Mutter, die will es nicht merken.
Ach, sage doch, Sigfrid, ob es nicht sein kann,
Daß du mein Papa wirst?

Die von Storm erwähnte Schilderung des Waldlebens findet sich bei Jordan am Anfang des 23. Gesanges. — Heyses „Elfriede": Erich Schmidt als Augenzeuge der Straßburger Aufführung betont dagegen in seinem Aufsatz über Elfride-Dramen (Charakteristiken, 2. Aufl., 1902, S. 441—454: „Es war ein durchschlagender Erfolg, kein Achtungserfolg."

13. Salomon Geßner: Vgl. Brief 3 und die dazugehörige Erläuterung. — Die schöne Dedikation: Keller hatte in den Band von 1778 unter das Titelblatt in Antiqua-Majuskel geschrieben: Seinem Freunde Th. Storm in Husum G. Keller in Zürich MDCCCLXXVIII. — Die zweite Staatsschreiberstelle war 1871 abgeschafft worden. Schon damals bat Keller Emil Kuh, die hinfällig gewordene Titulatur wegzulassen. — Ich möchte Ihnen belieben: diese Wendung ist dem Schweizerischen Vereins- und Beamten-

Jargon entnommen. — Wilhelm Jordan: Vgl. Brief 12. — Regula Keller: Welch einen wehmütig-lustigen Einblick in das ungemütliche Hauswesen Kellers gewährt der Kampf der beiden alten Geschwister! Der sonst so selbständige Junggesell, zu Hause stand er doch unter Regulas Pantoffel, gerade so wie etwa in Gaudys Gedicht der Hagestolz unter der Bevormundung seiner Susanne. Und drum ist der Ärger beider vortrefflichen Hausdamen begreiflich, wenn hier wie dort

Die unfrankierten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.

Keller hat die Kuverte aller Briefe von Theodor Storm aufbewahrt; die ältesten von ihnen tragen in der Tat sämtlich die Strafportomarken in der Höhe von vierzig Centimes, einmal sogar — wohl ein besonderer Scherz jenes humorvollen Briefträgers — in Gestalt eines Kranzes von acht 5 Centimesmarken. Nur um den Preis dieses öfteren Verdrusses kamen Theodor Storm und Regula Keller auf den Gruß-Fuß miteinander, und — nur deshalb erwähne ich diese an sich nichtigen Dinge — in eines Dichters Seele wird das Unzulänglichste Ereignis: eine der nächsten Novellen Storms, Hans und Heinz Kirch, verwertet als das ausschlaggebende, zu entsetzlichen Folgen führende Motiv den unfrankierten Brief.

14. Fileten: Stempel zur Vergoldung von Einbanddecken. — Gottfried Kinkel fingiert in dem zweiteiligen Gedicht „Holzlahr" (Gottfried Kinkels Gedichte. Zweite Sammlung. Stuttgart 1868. S. 29—33) allerdings, er sei tot, und sein Herz sei beigesetzt bei dem Dörfchen Holzlahr, unweit des Flusses Sieg. Aber nicht zwei Freiheitskämpfer schwören dort Treue, sondern ein Liebespaar findet sich ein, und der Bursch erzählt seinem Schatz, wie er jüngst in der Schlacht jenes toten Kämpfers gedacht habe, dessen Herz da unten ruht. — Schiller: Hier zitiert Storm aus dem Gedächtnis und irrt dabei. Er entsinnt sich, daß Goethe am 18. Januar 1827 Eckermann erzählt hat, wie der Herzog Karl August Schiller bei seiner Übersiedelung nach Weimar jährlich 1000 Taler, im Falle einer Erkrankung sogar das Doppelte angeboten, Schiller aber ab-

gelehnt habe mit den Worten: „Ich habe das Talent und muß mir selber helfen können.“ Dann fährt Goethe fort: „Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.“ In diesen und den folgenden Worten liegt allerdings eine gewaltige Hochachtung vor Schillers Energie, aber Goethe zeigt sich doch weit davon entfernt, in solcher Überanstrengung einen Gewinn für die Kunst zu sehen. Im Gegenteil, alle Mängel Schillerscher Dichtungen leitet er aus der künstlichen Steigerung der Produktionskraft her.

16. Vier Gedichte Kellers erschienen im 20. Band, S. 451—455: In dem ersten, „Ein Schwurgericht“ (G. W. X, 148 ff.) taucht dem Dichter aus der Erinnerung und alten Notizen die Erzählung von dem unheimlichen Burschen auf, der ein kleines Kind totschlägt, bloß weil er nicht widerstehen kann, ihm sein Spielzeug, eine kleine Mundharmonika, wegzunehmen. Das Gedicht war Storm unsympathisch als bloßer pathologischer Einzelfall. Und doch wollte gerade Keller nur die nackte Tatsache hinstellen, nichts zu ihrer Deutung tun. Er hat sogar später, als er die lyrische Novellette leicht gefeilt in seine Sammlung aufnahm, ausdrücklich die Unerklärbarkeit der Mordtat noch hervorgehoben durch Einführung der Verse:

Denn eine unbezwinglich starke Lust
Hab' ihn schon lang gequält, auf solchem Werklein
Ein einzig Mal sich blasend zu vergnügen.

Storm ist solche Darstellung von Geisteskrankheiten um ihrer selbst willen ganz zuwider; wir haben dessen noch später bei seiner Novelle „Schweigen“ zu gedenken. Das zweite Gedicht „Stutzenbart“ hat Keller in Brief 17 selbst preisgegeben. Dagegen zählte Storm das „Abendlied“ (‚Augen, meine lieben Fensterlein‘, G. W. IX, 43) mit Recht zu den unübertrefflichsten lyrischen Leistungen Kellers; wie oft und wie ergriffen er es las, erzählt Petersen (Baechtold III, 426 f. Anm.). Das

letzte Gedicht endlich, „Tod und Dichter“ (S. W. X, 111 f.), hat Storm längere Zeit mißverstanden, und die nächsten Briefe erörtern es noch mehrmals. Es ist ein Scherzgedicht: der Tod wird, wie bei Lessing, Gleim u. a., oder wie der Teufel bei Rückert, geprellt. Der Vertrag bewegt sich im Zirkelschluß: der Tod kann den Dichter nicht eher töten, als bis er dessen Kinder, die dichterischen Gestalten, die irgendwo in Wolkenkuckucksheim leben, vernichtet hat, und er kann diese nicht packen, weil sie eben nur Geister der Phantasie sind. Storm hatte ursprünglich den Scherz, der allerdings der Leichtigkeit entbehrt, zu ernst genommen. — Eekenhof (im Sommer 1879 geschrieben; Deutsche Rundschau, Bd. XXI, S. 1—28): Das grausige Motiv von dem Mordanschlag eines Vaters gegen den eigenen verhaßten Sohn ist in recht Stormscher Art dadurch gemildert, daß die ganze in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts spielende Geschichte bruchstückweise aus der Erinnerung der Leute und des Erzählers auftaucht und darum auch nur mit vorsichtig tastenden Worten, halbe Gewißheit und halbe Vermutung durcheinander webend, vorgetragen wird. Das ist dem Dichter besonders am Anfang und am Ende gelungen. Und darum war es gut, daß er ein ursprünglich in der „Rundschau“ mitgeteiltes Nachwort in der Buchausgabe wieder wegstrich, weil darin einige der im Nebel verschwundenen Gestalten allzu nah und deutlich wieder auftauchten, um ihr Dasein im hellen Sonnenlicht zu beenden. — Die kleine Ernte des vergangenen Jahres: Drei neue Novellen (Eekenhof. Im Brauerhause. Zur Wald- und Wasserfreude). Berlin 1880. — Alexanderbad: Bei Wunsiedel. — Der „goldne Überfluß der Welt“ ist Zitat aus Kellers „Abendlied“, ebenso wie das gleich folgende „Abendfeld“.

17. Es ist sehr aufschlußreich, wie verschieden die beiden Freunde den Verkauf von Storms mütterlichem Hause in Husum beurteilen. Scheinbar hängt der unbehauste Junggesell viel mehr am eigenen Grundbesitz als der Norddeutsche. Und doch trifft er vorbei. Für Kellers Vorstellung ist das Haus nur die Summe der Räume, der Treppen, der Öfen u. s. w.

Für Storm ist es die Summe der Erinnerungen. Die Geister der Abgeschiedenen würden mit im Hause wohnen. Mit ihnen zu leben, wäre unerträglich; sie aber durch neues, pulsierendes Treiben zu bannen, wie das im „Vetter Christian" geschieht, dazu fühlt Storm nicht mehr die Kraft der Jugend. — Storms Popularität: In der „Neuen Züricher Zeitung" vom 24. April 1879 stand im Briefkasten des Feuilletons: „An G. Festersten, Café Hungaria in Luzern. Sie schicken uns eine Novelle ‚Agnes', aus dem Dänischen übersetzt, mit der Anfrage, ob sich dieselbe für unser Feuilleton eigne. Wir antworten Ihnen: Es ist Ihre ‚Agnes' ein gar feines Ding, aber Sie sind ein ordinärer Gauner. Ihre angeblich aus dem Dänischen übertragene Erzählung ist von Wort zu Wort die bekannte reizende Novelle von Theodor Storm: ‚In St. Jürgen', und Sie entpuppen sich als ganz gewöhnlicher Betrüger, der uns um Sümmchen Geldes beschummeln wollte. Nachträglich können Sie vielleicht behaupten wollen, Sie hätten uns nur mystifizieren wollen. Die eingesandte, von Ihnen selbst besorgte Abschrift von Storms ‚In St. Jürgen' mögen Sie auf unserer Redaktion abholen." — Die Aufnahme von Kellers Abendlied: Vgl. Baechtold, Bd. III, S. 426 f. — Heyses neue Gedichte: Verse aus Italien, 1880. — Storms Gedicht in der Deutschen Rundschau, Bd. XX, S. 322 (September 1879): „Einem Toten" (= „Geh nicht hinein"; S. W. Bd. XI, S. 3—5).

18. Grillparzer: Sämtliche Werke. Herausgegeben von August Sauer. Fünfte Auflage, Bd. XIX, S. 25. — Irisbälle: Zitat aus Kellers „Tod und Dichter". — Piept die Pumpe: Anspielung auf das bekannte Gedicht von Robert Ernst Prutz, das auch in Storms Hausbuch seine Stelle hat. — Heyses „Talentvolle Mutter": Deutsche Rundschau, Bd. XX, S. 337—366. — Die Romulusenkel: 1881 in der 13. Sammlung der Novellen: „Frau von F. und römische Novellen."

19. Schöne, Gute: So nennt Keller in der Schlußzeile seines Gedichtes „Tod und Dichter" die süßen Frauen-

bilder. Der Ausdruck ist seinerseits natürlich wieder „Wilhelm Meisters Wanderjahren" entlehnt, wo Goethe ihn im 13. Kapitel des dritten Buches oft anwendet.

20. Die kleine, freundliche Geschichte, ein Werk des Ausruhens zwischen größeren Leistungen, steht in der „Deutschen Rundschau", Bd. XXV, S. 1—28 (Oktober 1880): „Die Söhne des Senators". — Die Reise nach Berlin, von der auch in Brief 22 die Rede ist, kam erst 1884 zustande.

21. Meine Novellen: Das „Sinngedicht", von dem Konzeption und erste Kapitel dem Jahre 1855, Plan der Fortsetzung dem Jahre 1873, die Vollendung dem Jahre 1880 angehört. — Ludwig Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin, Bd. I, 1893, S. 110 f. — Der Geisterseher: Für Schiller trifft Kellers Vorstellung bekanntlich nicht zu. Ihm ist es nahegelegt worden, den „Geisterseher" fortzusetzen; das Publikum war ungeduldig gespannt, der Dichter hätte für den zweiten Band des Romans jedes Honorar fordern können. — Dr. Töniges: Ferdinand Tönnies. — Der Grüne Heinrich: Das achte Kapitel hatte geschlossen mit Judiths Abschied und den Worten: „Ich fühlte, daß jetzt der erste Teil meines Lebens abgeschlossen sei und ein anderer beginne." Mit dem neunten Kapitel, „Das Pergamentlein," und dem Eingang „Wie lange ist es her, seit ich das Vorstehende geschrieben" setzt die Umdichtung ein mit wichtigen neuen Motiven.

24. Das Künstlertreiben: Grüner Heinrich, Bd. III, 13. Kapitel. — Die Besprechung des neuen „Grünen Heinrich" in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XXV, S. 466—470, Dezember 1880), die Storm rühmt, ist von Otto Brahm. Der Kritiker kann sich mit der Umschmelzung bei hoher Bewunderung doch nicht ganz einverstanden erklären und nennt unter den „leicht zu behebenden Fehlern" vor allen den einen, daß der Leser viel zu spät erfahre, zu welchen verschiedenen Zeiten der „Grüne Heinrich" die verschiedenen Teile seiner Autobiographie niedergeschrieben habe. — Mein Musikus: Der dritte und jüngste Sohn Theodor Storms. — Die „Hexe vom Corso": In der 13. Sammlung der Novellen. 1880; die „Rache der

Bizgräfin": Zuerst in „Westermanns Monatsheften", Bd. XLIX, S. 1 ff.; später in der 14. Sammlung der Novellen. 1882.

25. Keller hatte die vierte Auflage des „Hausbuches" (1878) vor Augen. Daß hier J. G. Fischer mit der Seitenzahl 565 im Register steht, ist ein fossiler Rest. In der ersten Auflage des „Hausbuches" war er mit dem Gedicht „Balder Frühling" vertreten, das dann später weggelassen wurde. — Das kolossale Album, dessen schon Storm am 23. Dezember 1880 gedachte, ein mächtiger, im Jahre 1879 angelegter Foliant, voll kostbarer Eintragungen, existiert noch heute in Leipzig. Herr Ernst Reclam machte den Besitzer ausfindig, der mir dann freundlichst einen Einblick gestattete. Jordan hat am 10. Dezember 1879 ein Gedicht beigesteuert, in dem er sich zwar gegen das Autographenschreiben sträubt, aber nichtsdestoweniger zwei ganze Seiten spendet. Er bezieht sich in seinem Carmen auf einen voraufgegangenen Eintrag Paul Heyses, der sich aber in dem Album nicht findet. — Gottfried Keller schrieb dann im August 1880 mit geringer Variation die vierte Strophe des Gedichtes „Die Zeit geht nicht" (G. W. Bd. IX, S. 184) ein:

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem leichten Blut darauf,
Eh ihn der Strom vertreibt.

Und Theodor Storm, von Keller nur durch Wilhelm Rabe und Friedrich Friedrich getrennt, steuerte am 6. November 1880 eine Variante jenes Spruches bei, der sich in seinen Werken, Bd. I, S. 148, findet:

Vom Unglück ab
Zieh erst die Schuld;
Was übrig ist,
Trag in Geduld,

fügte aber noch das Nachwort daran: „Übrigens, der Geister schlimmsten einer ist der Sammelgeist!" — Heyses neuere

Novellen: „Die Hexe vom Corso“ und „Die Dichterin von Carcassonne“.

26. Bein gedeckt mit Beine: Das bekannteste Zitat aus Walther von der Vogelweide; denn nach seiner eigenen Schilderung: Ich saz uf eime steine und dahte bein mit beine, ist er sowohl in der Weingartner als auch in der großen Heidelberger Liederhandschrift abgebildet. Weder Keller (Züricher Novellen, S. 105), noch Scheffel (Frau Aventiure, S. 44), noch Storm (Ein Fest auf Haderslevhuus, „Westermanns Monatshefte“, Bd. LIX, S. 87) haben sich das Zitat entgehen lassen; Storm hat es freilich in der Buchausgabe der Novelle wieder beseitigt. — „Ich warnt' ihn, doch er blieb dabei“ u. s. w: Die Verse stammen aus der ersten Strophe eines Gedichtes von A. F. E. Langbein, das stofflich auf eine Erzählung der Königin von Navarra zurückgeht: „Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeister Bakel“ (Langbeins Sämtliche Werke. Stuttgart 1835. Bd. I, S. 256):

Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' ihn, doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' Er mich und Sich! —

Die kleine Wienerin: Mit keinem Wort hat Keller von Hulda gesagt, daß sie eine Wienerin sei; sie ist ein Münchener Kind. Und nicht Erich Schmidt, sondern Otto Brahm (Deutsche Rundschau, Bd. XXV, S. 468) braucht den Ausdruck, daß „ihre ganze Existenz in Arbeit und in Liebe aufgeht“. — Symbolik bei Storm ist z. B. handgreiflich in der Novelle „Auf dem Staatshof“ (S. W. Bd. III, S. 35), wenn der Kammerjunker die kleine Mücke zu Tode quält, oder in „Carsten Curator“, wenn die Silhouette an der Wand als ein Wahrzeichen des alten Zustandes der Familie täglich die Augen des tiefbekümmerten Vaters auf sich lenkt. — Die „Roheit“ fand Storm am Ende von Kellers Novelle „Die arme Baronin“. S. W. Bd. VII, S. 170 ff. — Judith: Storm schreibt

„Julie". — „Weshalb verhehlt das arme Weib des Bruders Besuch?": In der Novelle „Regine". — Über die Quellen zu den Sinngedicht-Novellen vgl. Jakob Baechtold, Gottfried Kellers Leben, Bd. III, S. 271—275. — Der Brief 26 leitet den letzten Abschnitt von Storms Leben ein. Der Zufall wollte es, daß in zwei aufeinander folgenden Jahren die beiden alten Herren noch einmal die ganze Unruhe eines beschwerlichen Wohnungswechsels auf sich nahmen; aber mit wie ungleichem Erfolg! Storm baute sich in Hademarschen ganz nach den Bedürfnissen seiner Familie sein „Abnahmehaus". Und wenn sich mit diesem auch nicht alle Hoffnungen erfüllten, wenn die selbstgewählte Einsamkeit mitunter zu einsam und anregungslos wurde und an den Gerüchten, er wolle sich des Besitztums wieder entäußern, zuzeiten wohl ein wahres Wort gewesen ist: im ganzen hatte er doch, wessen er im Alter bedurfte. Erwärmendes Leben umgab ihn, Gäste kamen und gingen, und die häuslichen Festtage wurden mit aller erwünschten Umständlichkeit gefeiert. Wie lieb Storm das freundliche Kirchdorf an der Gieselau hatte, geht aus manchem seiner Briefe hervor. In der Einleitung zur Novelle „John Riew" hat er ihm ein Denkmal gesetzt; und es scheint, als ob auch für die „Wald- und Wasserfreude" Hademarschen das Lokal ist; hat der Dichter doch hier im Sommer 1878 diese Novelle geschrieben. Nichts von solchem harmonischen Zusammenleben bei Keller. Das Bürgli, auf dem der Herr Alt-Staatsschreiber die sieben besten Jahre seines Alters in heiterem Schaffen verbracht hatte, mußte er verlassen, und seit 1882 haben wir ihn uns in einer der trübseligsten, lieblos ausstaffierten Mietswohnungen zu denken. Es ist doch bitter einsam gewesen um diesen alternden Dichter, ohne behagliche Pflege, ohne Weihnachtsbaum und ohne einen Menschen, dem er je von seinen Werken hätte vorlesen können. Denn Schwester Regula, mit der er zusammen hauste — sie ist wohl nicht so garstig gewesen wie der Bruder selbst sie manchmal konterfeit hat; Conrad Ferdinand Meyer sagt sogar, daß ihr in guten Momenten ein ganz anmutiges Lächeln eigen war, das wie ein Leuchten sich langsam über ihr

Gesicht verbreitete. Aber hausfraulich-milde Tugenden besaß sie so wenig wie literarische Interessen. Keller hat resigniert wie so manche seiner literarischen Gestalten, denen Storm den Mut und den Willen zum Glücklichwerden abspricht; Ergreifenderes über sich selbst hat Keller kaum jemals gesprochen als die Schlußworte des Briefes 28, in denen er mit Fassung und verhaltener Wehmut sich darstellt als den einsamen Mann, dem die Schönheit der Kunst alles ersetzen muß, was Haus und Familie ihm versagt. Er hat sich also abgefunden mit der Nichterfüllung manches Wunsches. Aber jene Stimmung, die nun bis an seinen Tod Jahr für Jahr zunimmt, die ihn auch im Briefwechsel allmählich saumseliger macht, jene herbe Kritik der bestehenden Zustände, gegen die das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht aufkommen kann, und die ich summarisch als Salander-Stimmung bezeichnen will — alles das ist tief beeinflußt von dem täglichen Eindruck einer freudlosen Häuslichkeit. Unbehagen und stockende Produktivität haben sich seit 1882 wechselseitig gesteigert.

27. Dieser Brief Storms muß schon hier eingereiht werden, weil er sich mit Kellers nächstem Schreiben gekreuzt hat. — Der Herr Etatsrat: Nach Storms brieflicher Andeutung sollte man glauben, daß in „Westermanns Monatsheften“ (Bd. L, S. 529—557) von dieser Novelle ein in usum delphini verkürzter Abdruck vorliege. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil, der Schluß ist sogar in der Zeitschrift erheblich breiter als in der Buchausgabe. Gemäßigt ist einzig das Ende der einsamen Orgie des Etatsrats, bei der es jetzt (S. W. Bd. XVIII, S. 10) heißt, daß er zuletzt in „greuelvoller Unbekleidung“ dagesessen habe, während bei Westermann verhüllend gesagt wird: „Bis der Geist aus einigen weiteren Gläsern den Herrn Etatsrat über alle Schwere und Unbequemlichkeit des irdischen Leibes hinausgehoben hatte.“ Sonst ist in der ganzen Novelle nur ein winziges Motivlein verändert worden: der Syringenkranz, den die kleine Phia im Baumwipfel flicht, ist gemäß des Dichters Neigung zur Symbolik in einen Kranz aus Immergrün und Primeln verwandelt

worden. — Den etwaigen Unterschied: Storm schreibt: „Dem etwaigen Unterschiede“. — Georg Ebers: Es ist mir von den Nachkommen des Ägyptologen freundlichst die Auskunft erteilt worden, es sei eine innere Möglichkeit vorhanden, daß Ebers die Arbeit an der kleinen Novelle „Eine Frage“ als eine Erholung bezeichnet habe. Denn in der Tat habe er, den von früh an qualvolles Siechtum manchmal jahrelang an den Krankenstuhl fesselte, die unfreiwillige Muße mehrfach benutzt, um die dichterischen Gestalten, die längst schon in seiner Seele lebten, zu beschwören. Die Arbeit an der „Königstochter“ z. B. sei in der Ruhe einer langwierigen Genesungszeit gefördert worden. Mehr aber liegt dem Gerücht oder Gerede, das Storm aus einer Zeitungsnotiz entnimmt, nicht zu Grunde. Mag Ebers, der künstlerische Formgebung auch an Werken geringen Umfanges hoch bewertete, seine eigene Novelle, die eine Gelegenheitsschöpfung zu einem Bilde Alma Tademas war, mündlich oder brieflich ein Werk der Erholungszeit genannt haben, so ist doch sicher: verallgemeinert für die ganze Gattung der Novelle hat er solche Äußerung nie, drucken lassen hat er sie erst recht nicht, vollends nicht als Vorrede zu der kleinen Erzählung, weder in „Über Land und Meer“ noch in der Buchausgabe. Theodor Storm aber hat nichtsdestoweniger der Fama geglaubt und den Zorn jahrelang bei sich genährt. Als im Mai 1884 die Berliner Schriftstellerwelt — wovon weiterhin noch zu reden ist — ihm ein Bankett gab, hat er selbst bei dieser Gelegenheit kein besseres Ausgangsmotiv für seine Tischrede gewußt als das unselige apokryphe Ceterum censeo von Georg Ebers. Vorläufig aber, im Jahre 1881, suchte er den vermeinten Gegner in einer Vorrede zu widerlegen, von der sich ein Exemplar im Besitz Erich Schmidts erhalten hat, der es mir freundlichst zur Verfügung stellt. Dort heißt es: „— — Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts, und es wird nur auf den

Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste der Poesie zu leisten. Sie ist nicht mehr, wie einst, „die kurzgehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit“; die heutige Novelle ist die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung. Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst. Daß die epische Prosadichtung sich in dieser Weise gegipfelt und gleichsam die Aufgabe des Dramas übernommen hat, ist nicht eben schwer erklärlich. Der Bruchteil der Nation, welchem die Darstellung der Bühne zugute kommt, wird mit jedem Tage kleiner, hinter dem wachsenden Bedürfnis bleibt die Befriedigung immer mehr zurück; dazu kommt, daß gerade die poetisch wertvollen neueren Dramen nur selten die Bühne erreichen oder nach dem ersten Versuche wieder davon verschwinden. — — — — Aber was solcherweise der dramatischen Schwester entzogen wurde, ist der epischen zugute gekommen. — —“

28. Der „junge Schweizer“ scheint „der dämonische F . . . .“ (aus Baechtold, Bd. III, S. 357) zu sein. — Theorie des Romans und der Novelle: Keller hat zwischen beiden nie einen grundsätzlichen Unterschied gemacht; die Ausdehnung gab den Ausschlag (Baechtold, Bd. III, S. 169, 202).

29. Das am Eingang erwähnte Buch muß die Novelle „Der Herr Etatsrat“ gewesen sein; die Geburtstagskarte, die nicht erhalten ist, hatten Storm und Heyse, der vom 13. bis 16. September 1881 in Hademarschen gewesen war, am 14. September (Storms Geburtstag) nach Zürich gesandt.

30. Aus dem Heiligenhafener Stoff wurde die Novelle „Hans und Heinz Kirch.“ — J. D. H. Temme (H. Stahl), der fruchtbare Kriminal-Novellist, war in Zürich, wo er von

1853—1878 Professor der Jurisprudenz gewesen, am 14. November 1881 gestorben. — Das Brigittchen von Trogen: Die humoristische Novelle, in der Meister Poggio selbst erzählt, wie er dem Brigittchen von Trogen, der höchst unheiligen Appenzeller Äbtissin, ihren Plautus-Kodex abgeschwindelt hat, war zuerst in der „Deutschen Rundschau“ (Bd. XXIX, S. 169—188, November 1881) erschienen. Sie trägt jetzt die Überschrift „Plautus im Nonnenkloster“.

31. Die Frage der „kleinen Gemeinde: mit Storms Worten (S. W. Bd. XIV, S. 149): „Die Frage, woher kommt es, daß Mörike selbst in Betreff der Gedichte noch heute ein so kleines Publikum hat?“ — Das Artilleriekollegium: Näheres bei Baechtold, Bd. III, S. 454 f.

32. 3. Januar 1882: in der Handschrift 3./2. 1882. — Storms Besuch bei Mörike in Stuttgart hatte im August 1855 von Heidelberg aus stattgefunden. — Leuthold spricht in dem Gedichte „Lerchen und Unken“ (Gedichte, 4. Aufl., S. 11) nicht von sich selbst, sondern von einem beliebigen unfähigen Lyriker, der sich abquält, das Tirili der Frühlingsboten „diesen süßen Ton voll Seele“, nachzusingen. — Karl Stieler: Der alte Wirt in „A scharfe Einkehr“ (Um Sunnawend), die Miedl in dem Gedicht „Ung'schickt“ (Weil's mi freut!), die Honoratioren in dem kleinen Situationsbild „'s Karteln“ (Habt's a Schneid!?). Den schneidigen Burschen kann ich nicht nachweisen.

33. Auf rosenfarbenem Gewölk: Der „Frühling“ von Ewald von Kleist hebt nach dem Proömium an:

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Veilchen,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. —

Kellers Brief an Petersen: Baechtold, Bd. III, S. 486. — Heinzes Musenalmanach: Es ist allgemein bekannt, wie engbegrenzt und rigoros die Forderungen Theodor Storms hinsichtlich der Lyrik waren; was über den Kreis des Volksliedes und über die Grenzlinien hinausging, die etwa Uhland, Eichendorff und Mörike sich gesteckt hatten, verdammte er eigenwillig. Gerade den universalsten Lyrikern konnte er daher nicht

gerecht werden; und vollends die Bemühungen der jungen Generation, die — freilich oft genug mit unzureichender Kraft — neues Land erobern wollte, schalt oder verspottete er. Wie ein Sabbat Macbethscher Hexen mochte ihm oft das Treiben vorkommen, bei dem alles, woran er von Jugend an geglaubt, auf den Kopf gestellt zu sein schien: „Schön ist häßlich, häßlich schön.“ Daß er hier gerade die Brüder Hart aufs Korn nimmt, darf man nicht allzu persönlich nehmen; sie sind ihm Vertreter des gesamten jüngsten Deutschlands jener Tage. Julius Hart hat ja übrigens später heimgezahlt, indem er in seiner Geschichte der Weltliteratur ebenso eigensinnig-schroff über Heyse, Storm und Keller absprach. Die Anthologie, von der Storm redet, war der „Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Originalpoesien. Herausgegeben von Alfred Heinze und Paul Heinze. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag. (Mit Porträt von Carmen Sylva.)“ Das ist nun freilich ein jammervoller Blütenstrauß. Es sind allerdings vertreten Bauernfeld, Dahn, Geibel, Groth, Hamerling, Jensen, Kinkel, Lingg, aber mit äußerst dürftigen Beiträgen. Da nimmt sich Heinrich Hart schon stattlicher aus. Von ihm enthält der Almanach „Mein Lied“, „Alleins“, „Ich bin es nicht“ (worin Gott als das unergründlichste, menschlicher Vernunft unfaßbarste Rätsel besungen, befragt wird), „Sommertag“, „Meinem Bruder Julius“ und „Fluch diesem Leibe“. Dies letzte Gedicht besonders hat es Storm angetan; hier, wo der Dichter der Sklaverei der Sinnenlust absagt, heißt es:

Ich will keinen Platz
Am Mahle der Lebenden,
Wo, im glitzernden Licht,
Schwarzäugiger Frauen
Heiße, lodernde Blicke
Die Seele versengen.
Ich lausche den Toten
Und horche, was sie verkünden,
Und ich suche die Ungebornen,
Daß ich wisse,
Was war und was sein wird. —

„Was C. F. Meyer letzthin in der ‚Deutschen Rundschau‘ hatte“, bezieht sich einerseits auf die mit Proben aus der Dichtung reichlich ausgestattete Anzeige von „Huttens letzten Tagen“, die Adolf Frey ins Oktoberheft 1881 eingerückt hatte, anderseits auf Meyers Novelle „Das Brigittchen von Trogen“ im Novemberheft 1881 (vgl. Storms Brief vom 27. November 1881).

34. Dergleichen soll man . . . . . unterlassen: Keller faßte als echter Schweizer das Amt des Dichters stets ein wenig pädagogisch auf: er soll nachdenkliche Stoffe wählen und momentan schädliche meiden. Es hat daher Widmann zu Kellers siebzigstem Geburtstage mit Recht an dessen Dichtungen das Volkserzieherische betont. — Das Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde, war das „Züricher Dichterkränzchen, gewunden von Gottfried Keller, Ferdinand Zehender, Ferdinand Meyer für den Bazar des Kinderspitals (Eleonorenstiftung) 15. und 16. März 1882. Als Manuskript gedruckt. Zürich 1882“. Von Keller stehen fünf Gedichte darin, die teils in der „Deutschen Rundschau“, teils in Spemanns Almanach „Kunst und Leben“ (Bd. III) schon gedruckt waren: 1. „Aroleid“ (G. W. X, 136, f.), schon in der Umarbeitung, mit Beachtung von Theodor Storms Besserungsvorschlägen; 2. „Ein Schwurgericht“ (G. W. X, 148—151); 3. Has von Überlingen“ (G. W. X, 132 f.), beide in einer Redaktion, die zwischen dem ersten und letzten Druck steht; 4. „Ein Berittener“ (G. W. X, 123); 5. „Herbstlandschaft“ (jetzt: „Land im Herbste“, G. W. IX, 68 f.). Dies fünfte Gedicht hat mit jedem neuen Druck eine andere Schlußstrophe erhalten. Interessanter sind uns in diesem Falle die Beiträge C. F. Meyers; denn Storm hat diesen Dichter als Lyriker zum erstenmal aus dem „Dichterkränzchen“ kennen und unmittelbar hochschätzen gelernt. Meyer hatte zwölf Gedichte beigesteuert: 1. „Ja“ (Gedichte S. 152); 2. „Lenzfahrt“ (Gedichte S. 46); 3. „Der Hengert“ (Gedichte S. 112 bis 115); 4. „Wunsch“ (jetzt in höchst eigenartiger völliger Umarbeitung als „Die Veltlinertraube“ in den Gedichten S. 72); 5. „Der

Blutstropfen" (Gedichte S. 198 f.); 6. „Weihnacht im Süden" (stark überarbeitet und erweitert als „Weihnachten in Ajaccio" in den Gedichten S. 209); 7. „Abschied von Korsika" (auf doppelten Umfang gebracht in den Gedichten S. 166 f.); 8. „Die Schlittschuhe" (dies ebenfalls in den Gedichten S. 80 bis 82 erweiterte Werklein hat ganz den Bau und die Art einer Stormschen Novelle im kleinen); 9. „Der Marmorknabe" (Gedichte S. 13); 10. „Das Zeichen" (Gedichte S. 290 f. mit der Überschrift „Die gezeichnete Stirne"); 11. „Hochzeitslied" (Gedichte S. 17); 12. „Die gefesselten Musen" (Gedichte S. 35 f.). Da Meyer später bei Sammlung seiner Gedichte das innerlich Verwandte zu Gruppen zusammenfaßte, so lehrt schon ein Blick auf die oben beigefügten Seitenzahlen, daß er in der kleinen Auslese mit allen Gattungen seiner Lyrik vertreten war, mit Ausnahme der Romanzen und Balladen.

35. Van der Veldes „Lichtensteiner" dramatisiert: wahrscheinlich denkt Storm an J. F. Bahrdt, Dramatische Dichtungen, Bd. I: „Die Lichtensteiner." „Die Grabesbraut." Leipzig 1834. — Die fertigste der keimenden Geschichten ist die Novelle „Schweigen", die dann im folgenden Winter nicht ohne hartes Ringen Gestalt gewann und im Mai 1883 in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XXXV, S. 161—202) erschien. Der Dichter hat ganz richtig die Schwierigkeiten vorausgesehen, die er auch bei der Ausführung nicht völlig überwunden hat. Die zunehmende Krankheit Rudolfs hat er realistisch in aller Breite vorgeführt — ja, er hat die Szene, wie dem Gemütskranken im Walddickicht zum ersten Male trotz Annas Gegenwart der Selbstmordgedanke schattenhaft auftaucht, in der Buchausgabe noch erweitert. Dagegen ist die Genesung, hervorgehend aus einer letzten großen Erschütterung, wie etwa bei Goethe die Heilung des Orest, nur auf wenigen Seiten skizziert: sie wirkt daher wie eine bloß symbolische Szene, wie etwas Übernatürliches, wie ein Wunder, Glauben heischend, aber keine Erklärung. Und wieder sucht der Dichter in der Buchausgabe diesen Eindruck zu verstärken, indem er dort das einzige, gröbere, realistische Motiv der exaltierten Szene, daß nämlich Anna von

der Kugel aus der abgeschossenen Flinte gestreift wird, behutsam entfernt.

36. Das neblige Gedicht: „Land im Herbste“. Das Gedicht war anfangs noch „nebliger“, weil in der ersten Strophe ursprünglich von „grauem“ Duft und von „Tannen“ statt „Bäumen“ die Rede war.

37. Taufhäubchen und Fallmütze hat Keller später Wilhelm Petersen geschenkt. — Erich Schmidts Aufsatz über Theodor Storm ist aus der „Deutschen Rundschau“ erweitert in den ersten Band der „Charakteristiken“ (2. Aufl., 1902, S. 402 ff.) eingegangen.

38. Die „neue Arbeit“ Storms ist die Novelle „Schweigen“. — Heyses fünfzehnter Novellenband, der „Unvergeßbare Worte“, „Die Eselin“, „Das Glück von Rothenburg“ und „Geteiltes Herz“ enthält, erschien im Herbst 1882 mit der Jahreszahl 1883.

39. „Es weihnachtet sehr“ — das liebe Wort klingt noch aus dem Jahre 1864, aus Storms Heimweh-Novelle „Unter dem Tannenbaum“, herüber. — Die Ausgabe der Kellerschen Gedichte von 1854 ist die sogenannte zweite Auflage der „Neueren Gedichte.“

40. In der „Österreichischen Rundschau“, Monatsschrift für das gesamte geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger, Erster (einziger) Band, Wien 1883, beginnt S. 97 Heyses Novelle „Grenzen der Menschheit“.

41. Den Besuch in Hademarschen hat Erich Schmidt selbst im Nachwort zu seinem Storm-Aufsatz beschrieben. Charakteristiken (2. Aufl., 1902, S. 435—440.) — Die Szene mit dem spanischen Statthalter im „Jürg Jenatsch“: Drittes Buch. Zwölftes Kapitel. — Übersetzung ins Dänische: Th. Storm, Fire Noveller, Overs. ved. J. Magnussen. Kjøbenhavn, Schou. 1883; 1885 erschien noch eine zweite Sammlung: Fem Noveller u. s. w.

42. Geburtstag einer geliebten Toten, d. h. der ersten Frau Theodor Storms.

43. Die erste der drei Novellen in Heyses „Buch der Freundschaft“ ist die Erzählung „David und Jonathan“, in der der treffliche Johann Jonathan seinem vermeintlichen Freunde Eduard alles, schlechthin alles opfert: er setzt sein Leben aufs Spiel, vergißt das Totenbett der eigenen Mutter u. s. w. Dies Motiv hat der Dichter bis zum äußersten durchgeführt: der Unwürdige macht dem ahnungslosen Freunde die Braut, Gesine das schöne Wäschermädchen, die „Karyatide“, nicht nur abspenstig, sondern verführt sie, um ihr dann den Laufpaß zu geben, während Jonathan endlich die Gefallene doch noch zu seinem ehelichen Weibe macht. Hier dürfte mancher Leser, auch wenn er Heyses künstlerische Absicht durchschaut, mit Keller im Gefühl zusammentreffen. — Faiseurs sind in Kellers Sinn die federflinken Literaturhandwerker, gemäß dem Heyseschen Epigramm:

> ποιητής, Schöpfer, — so ungefähr
> Dacht ich, daß das ein Dichter wär.
> Du hast's Französisch dir übersetzt,
> So viel wie faiseur bedeutet's jetzt.

44. „Das Recht des Stärkeren“ und „Don Juans Ende“ waren 1883 als elftes und dreizehntes Bändchen von Heyses dramatischen Dichtungen erschienen. — Der „Falke“, den Heyse einmal im Hinblick auf die bekannte Erzählung Boccaccios von jeder Novelle verlangt hat, ist ein nur ihr gehöriger individueller Stoff, die Speisung mit einem Tropfen des eigenen Herzbluts, dem köstlichsten, das der Dichter opfern kann. Storm will also in seiner Briefstelle sagen: solch ein eigenes inneres Erlebnis trage er in der Grieshuus-Novelle nicht vor, sondern gestalte einen fernher gewonnenen Stoff. — Die sich von der Karikaturseite zeigenden Damen: Heyse hat im „Recht des Stärkeren“ vor allem die Madame Toutlemonde aus den moralischen Novellen, die Personifikation aller Lästerreden, auf die Bühne gebracht. — Bernhard ist in der Novelle „Schweigen“ der Mitbewerber um Annas Hand, ein männlich verzichtender, aufopfernder Freund, den aber Rudolf in seinen Wahnvorstellungen immer noch als gefähr-

lichen Nebenbuhler ansieht. Man begreift, wie schwer es dem Dichter wurde, diesen lieben, frischen Menschen als Nebenfigur resolut in den Hintergrund zu schieben. Und nun meint Storm: gerade so hätte Heyse in seinem Schauspiel den Professor Fernow als Nebenperson behandeln müssen. Man erwartet allerdings nach der Rolle, die dieser in den ersten beiden Akten spielt, er werde der glückliche Bewerber um Candidas Hand und Herz sein. Und schließlich ist er nur der confident, der leer ausgeht.

45. Holger Drachmann: Den gronne Henriks Roman af Gottfried Keller. Autoriseret Oversættelse ved H. Drachmann. Kjøbenhavn 1883.

47. Heyses „Recht des Stärkeren“ mußte Theodor Storm besonders fesseln, denn es ist in einem Hauptmotiv und in der Gruppierung der Personen verwandt mit seiner Novelle „Von Jenseit des Meeres“: eine Hauptrolle spielt die Tochter eines überseeischen, europäischen Kaufmanns, deren Mutter nicht als Ehefrau anerkannt worden, weil sie eine farbige Eingeborene von drüben ist. Nur läßt es Heyse zu einer sehr rührenden Legitimierung der alternden Hindumutter Maya kommen, während Storm zwanzig Jahre früher durch einen humoristischen Schluß seiner Erzählung die gesellschaftlich unmögliche Kreolin beiseite geschoben hatte. Die Aufführung (17. November 1883) am Hamburger Thalia-Theater, das damals unter Chéri Maurice noch völlig auf der Höhe der Burg in Wien stand, ist einer der schönsten Bühnenerfolge Heyses gewesen; Wiederholungen am 18., 20., 22., 26., 30. November, am 8. Dezember und 18. Januar 1884. — Die ursprüngliche Widmung an Dorothea Storm ersetzte der Dichter durch die Verse, die er auch in die Gesammelten Schriften (Bd. XVII, S. 15) aufnahm:

Du fragst: „Warum? — Was uns zusammenhält,
Was soll damit, was kümmert das die Welt?“
— „Ich denke: nichts; und doch, die Lust fühlt ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen.“

48. Falls ich es noch tun sollte: Keller hat nie, bis in seine letzten Jahre nicht, die Jugendhoffnungen auf einen Erfolg im Drama aufgegeben. Er spielte mit dem Gedanken gar zu gern. Vgl. Baechtold, Bd. III, S. 571. — In der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland", Jahrgang 41. 1884. Erste Hälfte. S. 369 f., hat O. K. (Otto Kraus?) die Gesammelten Gedichte besprochen in Sätzen wie: „. . . Unter all den vielen Gedichten findet sich nicht ein einziges, welches in der Erinnerung des Lesers haften bleibt! . . . Kalte, nüchterne Reflexion hatte alle Wärme der Poesie verdrängt, von poetischer Glut findet sich kaum eine Spur." Die antikirchliche, die revolutionäre Gesinnung des Dichters erhält ihr Teil, nur drei Gedichte werden als „lobenswert" bezeichnet. — Der Berliner Gymnasiarch aber, der die Sammlung aus Kellers beiseite geschobenen Jugendbänden bereichern wollte, war Paul Nerrlich (Otto Sievers' „Akademische Blätter". 1884. S. 173—178).

49. Berliner Huldigungsfest: Im Mai 1884 hatte Theodor Storm einen längst gefaßten Plan ausgeführt und war mit seiner Frau nach Berlin gereist. Er liebte die Stadt nicht sehr und hatte eine aus Erfahrung und Vorurteil erwachsene Abneigung überhaupt gegen alles preußische Wesen (Deutsche Rundschau, Bd. 87, S. 215). Aber liebe Freunde wohnten ihm doch noch dort, die er lange nicht gesehen hatte. Im Jahre 1865, kurz vor dem Tode der Frau Constanze, war er zum letztenmal in der preußischen Hauptstadt gewesen. (Vgl. L. Pietsch: „Wie ich Schriftsteller geworden bin." 1894. Bd. 2, S. 378), und jetzt war sie fast ein halbes Menschenalter schon Reichshauptstadt. In das Getriebe der Millionenstadt ist Storm damals nicht mit neugierigem Gegenwartssinn eingetaucht. Sein Blick war vielmehr, wie der so vieler seiner poetischen Gestalten, zurück in die Jugend gerichtet. Wie er gastfreundliche Aufnahme fand im Hause des Geheimrats von Wussow, der einst als Landrat in Heiligenstadt ihm am nächsten gestanden hatte, so suchte er auch in traulichen Zirkeln mit Theodor Mommsen, Ludwig Pietsch und andern alte Tage

wieder aufleben zu lassen. Nur eine größere öffentliche Veranstaltung mußte er über sich ergehen lassen, ein Festmahl, das das literarische Berlin ihm zu Ehren am Montag, den 12. Mai, im Englischen Hause gab. Hermann Heiberg hatte die Anordnung des Ganzen übernommen, und etwa hundert Damen und Herren, namentlich aus den Schriftstellerkreisen, versammelten sich um den Gefeierten. Ludwig Pietsch hat in der „Vossischen Zeitung" (14. Mai 1884, Nr. 223, Morgenausgabe, erste Beilage) eine lebensvolle Schilderung des Abends gegeben, dem man absichtlich alles Lärmende und Glänzende ferngehalten hatte. Es ging her wie an einer groß ausgedehnten festlichen Familientafel. Storm selbst gedenkt nun in seinem Brief an Keller der Rede, die er an jenem 12. Mai gehalten habe, und fordert den Freund auf, nicht alles zu glauben, was die Zeitungen darüber veröffentlicht hätten. Aber die verschiedenen Wiedergaben der Ansprache stimmen so völlig miteinander überein, daß es ganz unmöglich ist, in die Zuverlässigkeit der journalistischen Berichterstattung einen Zweifel zu setzen. Auf Karl Frenzels festliche Begrüßung sprach Theodor Storm mit zarter, erst allmählich verständlicher werdender Stimme seinen Dank aus. Nach leisen, ironischen Zweifeln, ob seine Werke auch wirklich gelesen würden, wandte er sich zu einem der Fundamentalsätze seines künstlerischen Kredo, nämlich zur Verteidigung der Novelle als eines ebenso hohen, ebenso ernsten Kunstwerks, wie es die größeren Formen des Romans und des Dramas seien. Und an dieser Stelle kam er, gewiß von keinem seiner Hörer verstanden, auf jene schon einmal von mir erwähnte Mißachtung der geliebten Kunstform zu sprechen, die er einst Georg Ebers angedichtet hatte. Selbst Ludwig Pietsch, der gewiß nicht versäumt hat, sich an dem Abend nach dem mysteriösen Novellenfeind zu erkundigen, hat das Rätsel nicht lösen können. Der Abend ging harmonisch zu Ende. Es war gewiß ein schöner Moment, als Theodor Mommsen auf die Frau seines ältesten Freundes und einstigen Liedergenossen sprach, und gewiß ein anmutiges Bild, als der blauäugige greise Poet später im Kreise anmutiger Frauen sich heiterem

Geplauder hingab. — Meyers Novelle aus Karls des Großen Zeit: Die Richterin.

50. Die Verse auf Emanuel Geibel stehen jetzt in Storms Werken (Bd. XVII, S. 10) in der Form:

Poeta laureatus.

Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein anderer.

Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebendigen Leib beschließt.

Storm hat übrigens nicht erst in seinem reiferen Alter, etwa bei größerer künstlerischer Strenge, Geibels Liebeslyrik seine Anerkennung versagt. Theodor Fontane erzählt vielmehr (Deutsche Rundschau, Bd. 87, S. 221 f.), daß schon etwa im Jahre 1853 es in Berlin zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Kugler und Storm gekommen sei, weil dieser Geibels Gedichten die „latente Leidenschaft", und damit jede Berechtigung, als eigentliche Lyrik zu gelten, absprach. — Das Florentiner Sommernovellchen ist nicht zustande gekommen.

51. In der Buchausgabe der „Chronik von Grieshuus" bemerkt man an hundert Stellen die bessernde Hand, besonders in der Einleitung und im ersten Teil; mit dem zweiten Teil, der Niederschrift des Magisters Caspar Bokenfeld, gab Storm das Ringen auf, nur daß der jauchzende erste Ausritt des kleinen Junkers auf dem Rößlein Falada (S. W. XVI, 129 f.) neu beschrieben wurde. Nach zwei Richtungen gehen des Dichters Verbesserungen: einerseits strebt er eine immer größere Plastik des Ausdrucks an und scheut darum Zusätze, die die Anschaulichkeit erhöhen können, nicht, wie er denn auch in Kleinigkeiten die Kostümtreue und Chronologie berichtigt. Anderseits ist Storm offenbar bei reifender Meisterschaft empfindlicher geworden für den Rhythmus seiner Sätze. Eine Menge unscheinbarer, auf den ersten Blick unerklärlicher Änderungen beweist es; der Dichter mag durch lautes Lesen seiner Novellen aufmerksam geworden sein. — Nur in einem — spaßig genug — ist er in dieser Novelle so sorglos wie in

andern: in der Beobachtung der Haarfarbe der auftretenden Personen. Wie im „Herrn Etatsrat" Archimedes durchweg (XVIII, 11 und 36) als „erbsenblond" bezeichnet wird und doch plötzlich S. 56 mit „kohlschwarzem" Schnurrbart erscheint, so ist in „Grieshuus" das Haar des Junker Hinrich, das S. 13 schwarzbraun war, S. 70 blond; und das Roß Falada, das S. 129 bläulich mit weißem Schwanz und Mähne, also doch ein Schimmel war, hat sich S. 165 in ein „dunkles" Pferd verwandelt. — Das kleine italienische Motiv weiß man auch in Husum nicht nachzuweisen. — Unter Paul Heyses „Drei einaktigen Trauerspielen und einem Lustspiel (Berlin 1884)" können wir das leichte lever de rideau „Unter Brüdern" und die dramatische Novelle „Frau Lucrezia" übergehen. Aber an die „Ehrenschulden" hat Storm eine richtige Prophezeiung geknüpft. Das kleine Trauerspiel hat technisch zwar nicht Schule machen können, weil es mit vielen Mitteln des älteren Dramas arbeitet, die heut etwas abgestanden sind. Aber es hat doch mit seiner Erfassung eines ganz modernen Problems und mit der Isolierung einer tragischen Katastrophe, deren Voraussetzungen alle hinter der eigentlichen Handlung zurückliegen, viele Nachfolger gehabt in der reichen Einakterliteratur seit Sudermann. — Hinsichtlich des vierten Dramas muß man sich auf des Dichters Seite stellen, gegen Storm. Denn Delila war, als sie Simson liebte und verriet, die Buhlerin, das verführerische Weib aus dem Volke, die verkörperte Lüge schlechthin. Und dieser Rolle bleibt sie treu auch an dem Tage, an dem sie nicht durch die Wahl eines Mannes, nicht durch ihr Jawort, sondern durch die Entscheidung der Würfel Fürstin wird Auch was Storm am meisten bemängelt, die lange Verteidigungsrede, die sie in der achten Szene hält, ist ihrem Charakter gemäß. Will sie Simsons Vergebung erlangen, so muß sie ihn wie in alten Tagen noch einmal betören, und dazu können nur Worte von trügerischer Zerknirschung und komödiantischem Adel dienen; die Verzeihung des verstümmelten Helden aber braucht sie, um sich selbst wieder damit zu belügen. Völlig klar wird allerdings diese Motivie-

rung im Drama nicht; Heyse hat sich, vertrauend auf die Bibelkenntnis des Hörers, vieles erspart, was er bei einem frei erfundenen Stoff exponierend hätte darstellen müssen. — Der schwermütige Schluß dieses Schreibens ist eine der eigenartigsten Stellen des ganzen Briefwechsels; jeder Kenner wird hier sagen: das ist der echte Storm. Und gerade diese Ausmalung der Herbstdämmerung, dies weiche Nachgeben hat Keller (Baechtold Bd. III, S. 577) für Koketterie erklärt. Man kann nicht schärfer den Unterschied des Temperaments beider Dichter bezeichnen. Und nun halte man neben diesen Briefschluß die ausklingenden Worte von Kellers Schreiben vom 12. August 1881. — „Hüte dich, schön's Blümelein“ ist der Refrain des alten Kirchenliedes „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“

52. Die Novelle „Marx“ (jetzt: „Es waren zwei Königskinder“) erschien zuerst in Spemanns „Vom Fels zum Meer“. 1884/85. Bd. I, S. 256—269. Sie ist bei der Aufnahme in die Gesammelten Schriften ihrem Gefüge nach unverändert geblieben; nur die Reden im schwäbischen Dialekt, den Storm offenbar nur wenig beherrschte, mußten durchaus überarbeitet werden. — Paul Heyses Gedichte. Dritte Auflage (vermehrt aus dem Skizzenbuch und den Versen aus Italien). 1884. Das „Spruchbüchlein“ erschien dann 1885. — Heyses „Lied“: „Schöne Jugend, scheidest du?“ — Das „vieraktige Lustspiel“ Paul Heyses wird vielmehr das Schauspiel „Getrennte Welten“ sein.

53. Eine lebendige Hamburgerin: nach norddeutschem Sprachgebrauch so viel wie: eine lebhafte.

54. „Eine stille Geschichte“: Mit der ihm eigenen unbestechlichen Selbstkritik hat Storm die kleinen Mängel dieser sonst ausgezeichneten Erzählung hervorgehoben. Er hat ihr jetzt den Titel „John Riew'“ (erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 321—358) gegeben, denn eine „stille Geschichte“ ist es dem Inhalt nach wahrlich nicht; nur dem Vortrag nach, da Storm sie einem alten, lebensklugen Seebären bei einem

Glase Grog in den Mund gelegt hat. Eine Erweiterung einzelner Motive, die er flüchtig erwogen hatte, ist ihm nicht gelungen. Die Buchausgabe bringt nur bei der satirischen Beschreibung des lüderlichen, jungen Barons ein paar Zusätze. — „Noch ein Lembeck“: (jetzt: „Ein Fest auf Haderlevhuus“, zuerst gedruckt in Westermanns Monatsheften LIX, 80—117). So vollendet reif das Werk schon in der ersten Fassung erscheint, so hat doch der Dichter ihm vor der Veröffentlichung in Buchform noch zahlreiche feine Änderungen, Zusätze wie Kürzungen, zuteil werden lassen. Vor allem sind Anfang und Ende ganz neugestaltet worden; der schwerfällig einleitende historische Bericht fiel weg, und ebenso die Fiktion, als habe der Erzähler den Stoff einem alten Buche „Historiolae, seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis“ gewonnen. Auch eine andere leise Pedanterei hat Storm beseitigt, die er einst an Kellers „Hadlaub“ getadelt hatte. Seine Novelle besitzt ihr Kolorit durch mancherlei Anleihen bei höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Aber man spürte in der ersten Fassung noch zu sehr die Arbeit, wenn da von „Sälde“ die Rede war oder in den Dagmarszenen, in die der „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg hineinspielt, bis zum Überdruß das Beiwort „süß“ erklang. Da hat sich der Dichter später weislich beschränkt. Dazu aber ein letztes, dessen schon bei der „Chronik von Grieshuus“ gedacht wurde und auf das der Dichter selbst im Begleitkärtchen vom 3. Dezember 1885 hinweist: Storm zeigt sich, je älter er wird, immer empfindlicher für den Rhythmus seiner Sätze. Nun hatte sich in die dialogischen Partien vom „Fest auf Haderslevhuus“ eine böse Unart eingeschlichen, der wir sonst nur in stillosen Romanen begegnen: Jambische Fünftakter, wie wir sie im Drama zu hören gewohnt sind, hatten sich in reicher Zahl eingestellt. Paul Heyses feines Ohr war dieser Bastardrhythmen sofort inne geworden. Und besonders auf seine Mahnung warf nun Storm — nachdem schon die Oktavausgabe erschienen war — alles, was an dramatische Jambenrede anklang, mit energischer Hand hinaus. Also ein ursprüngliches

Der Frauendienst soll dort noch spuken gehen;
Ich aber will mir den Gemahl allein!

lautet jetzt: „Der Frauendienst soll dort noch umgehen; ich aber will den Gemahl allein"; ein früheres Verspaar

O meine Mutter! Süße Schwester Heilwig!
Und meine Brüder — sie sind all gestorben.

jetzt: „O herzliebe Mutter! Süße Schwester Heilwig! O meine Brüder — alle sind sie gestorben!" Und so an beinahe hundert Stellen. — Heyses „Caligula" ist eben das fünfaktige Trauerspiel „Die Hochzeit auf dem Aventin", das den Dichter seit 1864 beschäftigt hatte und 1884 ausgeführt wurde. Es hat zum Inhalt die letzte Untat des Caligula, die er bei der Hochzeit des Gajus Calpurnius Piso begeht, und die ihm das Leben kostet und den blöden Claudius auf den Thron bringt. — Die Ballade „Geschwisterblut" (S. W. I, 35) werden wohl nur wenige so hoch schätzen, wie Gottfried Keller es tat; hat doch ihr Dichter selbst zugegeben (S. W. XIV, 144), daß er zur eigentlichen Balladenpoesie nie ein Verhältnis habe finden können. Aber Storm trug das Gedicht deshalb in so treuer Erinnerung, weil jenes interessante äußere Erlebnis damit verbunden war, das er dem Freunde Keller annähernd ebenso erzählt, wie einst dem Meister Mörike (Mörike-Storm-Briefwechsel S. 57 f). Welches Gedicht von Kugler die Anregung gegeben hatte, weiß ich nicht; es dürfte wohl ungedruckt sein. An den Gregor auf dem Steine, der ja freilich aus Geschwisterehe stammt (Franz Kuglers Gedichte, 1840, S. 208 ff.) ist nicht zu denken. Merkwürdig bleibt nun aber, daß Theodor Fontane, der doch Augen- und Ohrenzeuge war, die Begebenheit im Tunnel in der „Deutschen Rundschau", Band 87, S. 220 f. ganz anders erzählt. Nach seinen Angaben, die sogar durch einen Brief Storms erhärtet werden, haben wir in dem „Geschwisterblut" gar nicht das Original jenes im Tunnel verlesenen Gedichtes, sondern eine Umarbeitung mit einem neuen, Fontane zuliebe erfundenen Schluß. Welcher Gewährsmann den Vorzug verdient, bleibt fraglich. Berichte aus so später Erinnerung wird man immer mit Vorsicht aufnehmen.

— Grube: Ganz nahe der Ostküste von Holstein, ein wenig nördlich von der Neustädter Bucht. — Claus Harms (1778 bis 1855), der berühmte Kanzelredner, der dem Freunde plattdeutscher Dichtung wohl vor allem als Vorredner von Claus Groths „Quickborn“ bekannt sein wird.

56. Im Laufe dreier Jahre waren nur zwei Briefe von Zürich nach Hademarschen gelangt, und auch sie klingen merklich kühler als die früheren. Adolf Frey verbürgt sich dafür, daß einer der Hauptgründe für diese leise Entfremdung die gleichgültige Beurteilung gewesen sei, die Kellers Lyrik bei Storm gefunden habe. Jenes „und etwa 379“ in dem Schreiben vom 22. Dezember 1883 hat der in diesem Punkte sehr empfindliche Züricher Meister nie verwunden; nichts hat ihn mehr geschmerzt, als dieses „und etwa“. Dennoch hätte er wohl etwas teilnahmevoller geschrieben, wenn er gewußt hätte, daß er den Brief an einen Schwerkranken, langsam Genesenden richtete. Statt des Dichters selbst antwortete denn auch der Bruder Johannes Storm, der Holzhändler in Hademarschen. Er gab am 4. Januar 1887 ein allgemeines Bild von dem Verlauf der Krankheit seit dem September 1886, der schweren Krisis unmittelbar nach dem Weihnachtsfest und der plötzlichen Wendung zum Bessern seit Neujahr 1887. Dann fuhr er fort: „Eine außergewöhnliche Freude wurde ihm durch Übersendung Ihres Bildes und Buches; Ihr Bild hat er sich schon häufig zeigen lassen — dann sieht er es ganz stille und versunken an und sagt sich halb leise: Was hat der alte Gottfried Keller doch ein prächtiges Gesicht, ich hätte ihn so gerne einmal in diesem Leben gesehen.“ — Der mitfolgende Band war der „Martin Salander“. Bekanntlich hat Keller zeitweilig erwogen, die Schlußkapitel des Romans zu einem zweiten Teil „Arnold Salander“ zu erweitern.

57. Salanderie: Es ist hier nicht, wie ich anfangs glaubte, salauderie zu lesen, sondern der Kritiker im „Hamburgischen Korrespondenten“. Zehnter Jahrgang. 1887. S. 4, schreibt: „Martin Salander kann es nicht anders ergehen, und daß er frischen Mut schöpft und mit einem Bruchteil seines

großen Vermögens, den er bei sich trug, sich zufrieden gibt, ist bei ihm ebenfalls völlig natürlich. — Man könnte versucht sein, ein neues Wort für jene praktisch-lässige, leichtgläubig-erregte Gemütsart, wie sie Salander besitzt, zu bilden und diese „Salanderie“ zu nennen ... Wie die Verkörperung der höchsten Trägheit, Indolenz und Apathie in Gontscharows „Oblomow“ das Wort „Oblomowerei“, vom Namen des Helden hergeleitet, dem russischen Sprachschatz als Bezeichnung für den Gipfel der Faulheit zuführte, so könnte „Salanderei“ sehr gut die Eigenschaften eines Menschen bezeichnen, der in allen Phasen seines Lebens, des politischen wie des privaten, immer von den besten Projekten erfüllt ist und alles durch die rosenrot gefärbte Brille guter Hoffnungen sieht.“ — Die Schlußworte des Briefes sind, wie ihr Inhalt ergibt, am 14. Januar angefügt.

58. Die festlichen Aufführungen in Zürich müssen fast zwei Jahre hinter dem Brief vom 9. Dezember 1887 zurückliegen. Das „vor einiger Zeit“ ist, wie mir Herr Professor Adolf Frey mitteilt, nur auf das schöne Fest vom 13. Februar 1886 zu deuten, das die Züricher Künstlergesellschaft dem Dichter gab, und das Albert Fleiner am 17. Februar 1886 in der „Neuen Züricher Zeitung“ beschrieben hat: Das Programm des Abends war, die Züricher Novellen in Fleisch und Blut vorzuführen. Die Räume des „Künstlergutes“ hatte man in einen Saal der Burg Manegg, eine Partie des Sihltals u. s. w. verwandelt. Und mit größter künstlerischer und historischer Treue wurden hier nun vier lebende Bilder vorgestellt: Hadlaub, wie er inmitten der Gäste des Herrn Rüdeger von Manesse vor Fides kniet; die Teegesellschaft bei Salomon Geßner im Sihlwald; Herr Jacques auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in dem römischen Atelier, der schwiegermütterlichen Waschküche; der Landvogt von Greifensee zwischen seinen fünf Schätzen, nebst Frau Marianne und dem vierzehnjährigen Knaben. Beim Abendessen erschienen zum Nachtisch die sieben Aufrechten mit ihrem Fähnlein, und Karl Hediger brachte das Hoch auf Gottfried Keller aus. — Heyses „Auf Tod und Leben“ und Storms „Bekenntnis“: In Heyses Novelle

(Westermanns Monatshefte, Bd. LIX, S. 145—176), auch nach des Verfassers Absicht durch das Ganze mitklingend, erhebt sich allerdings die Frage: Hat ein Mensch das Recht und vielleicht gar die Pflicht, einem unheilbar kranken Nebenmenschen sein Leiden durch den Tod abzukürzen? Aber diese Frage, die so ernst und schwer ist, daß sie dichterisch nur die Behandlung als Hauptmotiv eines Kunstwerkes verträgt, ist hier in übler Weise entwertet worden. Vier Fünftel der Novelle beschäftigen sich nur mit dem bescheidenen Problem, wie ein selbstbewußtes Mädchen durch allerlei kleine frauenhafte Mittel ihren zögernden Liebhaber endlich zum Heiratsantrag bringt, wobei der Dichter für dieses Zögern jeden beliebigen, nach der Haltung der Erzählung wohl am besten einen humoristischen Grund hätte erfinden können; nur in einer Episode jedoch enthüllt sich, daß der zurückhaltende Werber, ein Witwer, vor sechs Jahren sein langem Siechtum verfallenes Weib durch Morphium getötet hat. Daß solche Erinnerung, die ihn wie ein Gespenst verfolgt, durch eine so leichte Intrige wirklich gebannt werden könne, dazu gehört, wie oft bei Heyseschen Lösungen und Erlösungen, allerdings ein starker Glaube. Ungleich ernster faßt Storm, der von Jugend auf die Motive seiner Erzählungen gern rein erhält und vor fremdartigen Durchkreuzungen bewahrt, das Problem in der Novelle „Ein Bekenntnis“ an. Auch er drängt das Ereignis in die Vergangenheit zurück und legt den Bericht darüber dem Unglücklichen selbst in den Mund. Aber er verschärft den Konflikt: ein Arzt ist es, der seine leidende Frau tötet, ein Arzt, der zu spät erfährt, daß das Leiden doch heilbar gewesen wäre, und der sogar selbst bald darauf solch eine Heilung vollzieht. Wie sich dem tief Bekümmerten aber nach langer Schwermut und Vereinsamung als Rückkehr ins Leben derselbe Ausweg auftut, den der Hauptmann bei Heyse sorglos einschlägt, nämlich ein neuer Ehebund, da sträubt sich doch seine ernste Lebensauffassung gegen diese egoistisch-wohlfeile Rettung. Nur entsagend, im Dienst des Lebens, in Ausübung seiner ärztlichen Kunst, widmet er der Menschheit seine Tage.

Namenverzeichnis.

———×———

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. — Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. — Eleg. geb. 5.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. — Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. — Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. — Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. — Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. — In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1892. 8°. — Eleg. geb. 7.50

— Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. — Eleg. geb. 7.50

— Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. 1896. 8°. — Eleg. geb. 6.50

— Geheimnisse eines Verteidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. — Eleg. geb. 7.50

— Heitere Erzählungen aus dem Leben. 1900. 8°. — Eleg. geb. 6.—

— Juvalta. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. 1892. 8°. — Eleg. geb. 15.—

— Der Kanzler von Florenz. 1891. 8°. — Eleg. geb. 7.50

Blum, Hans. Neue Novellen. (Aus dem Leben). Eleg. geb. 4.—
— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Überbande. Kriminalroman frei nach den Akten erzählt. Eleg. geb. 5.—
— Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Brabant, Artur. Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampfe mit Friedrich dem Großen. 1904. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Brandt, M. von. Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Kolonialfragen. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Eleg. geb. 6.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 1903. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Dritte Aufl. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gemeindekind. Erzählung. Achte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 5. Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Gesammelte Schriften. Acht Bände. 8°. In 8 Bdn. eleg. geb. 36.—
— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 6. Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Comtessen. Siebente Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Egloffstein, Hermann Freiherr von. Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50
— Neue Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoechstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Er versprach ihr einst das Paradies. Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.00
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hoffmann, Hans. Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman. Drei Bände. 1893. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—
— Neue Geschichten des Majors. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50
— Der alte Praktikant Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände. 1892. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hübner, Graf Joseph Alexander von. Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Zwei Bände. Gr. 8°. 1904. Eleg. geb. 16.—

Jähns, Max. Geschichtliche Aufsätze. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Jansen, Günther. Großherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848 bis 1889). 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. Vierzehnte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Die großen Mächte. Eleg. geb. 4.—

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Reinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Achte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1903. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Dritte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—
— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50
— „Gloria victis!" Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—
— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Sechste Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Geschichten aus der Tonne. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Der Schimmelreiter. Novelle. Siebente Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Druck von G. Bernstein in Berlin.



